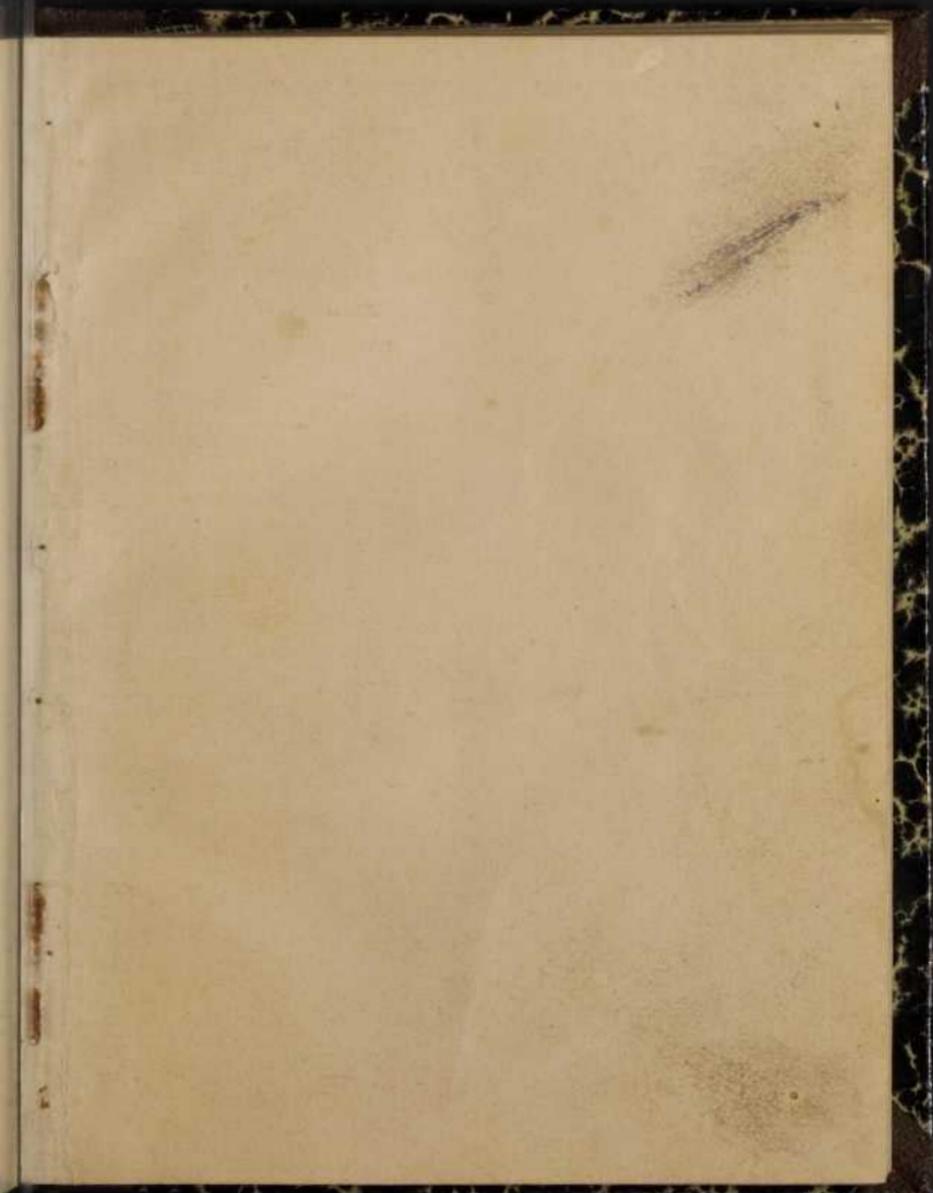
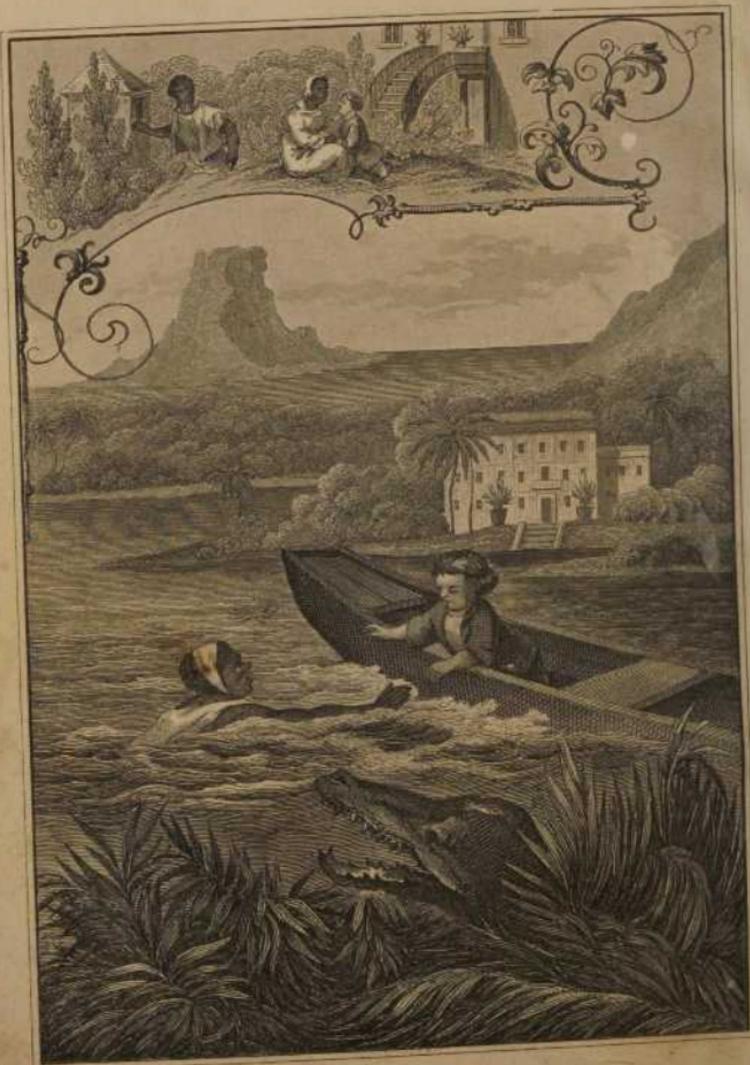


45





# Will y.

---

Eine Erzählung  
für  
meine jungen Freunde.

Von

Franz Hoffmann.

Wort:

Ich bin der Herr, dein Gott, der dich leitet  
auf dem Wege, den du gehst.

Esa. 48, 17.

Mit vier Stahlplatten.

Achte Auflage.

---

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

[F. Lang Hoffmann's  
Jugendbibliothek. 45.]

D

HOF



H

63/1359 D

[Jan 1890]

## Erstes Kapitel.

### Willy.

Auf Jamaika, einer der größten und reichsten Inseln der Antillen, wohnte vor einigen dreißig Jahren Herr Harper, der jüngere Sohn einer vornehmen englischen Familie. Schon in seiner Jugend hatte er England verlassen, um sich mit seinem kleinen Vermögen eine Besitzung im fernen Westindien zu kaufen und dort unabhängig von seinen reichern Verwandten zu leben, deren Almosen anzunehmen, sein Gemüth zu stolz und zu zartfühlend war.

Mr. Harper war jung, kräftig und einsichtsvoll. In Jamaika angelangt, kaufte er nicht sogleich Ländereien, von deren Behandlung und Bearbeitung, so ganz verschieden vom Landbau in England, er noch keine Kenntnis hatte, sondern bemühte sich um eine Stelle als Aufseher in einer Kaffeepflanzung, wo er bei seinem regen, leicht auffassenden und thätigen Geiste sehr bald die ihm noch mangelnden Erfahrungen erlangte. Nun erst beschloß er, einen Versuch zu machen, auf eignen Füßen zu stehen, und kaufte eine Pflanzung mit einigen Sklaven, deren bisheriger Besitzer nach England zurückzukehren wünschte. Die Pflanzung war nicht bedeutend, aber sie hatte eine äußerst günstige und gesunde Lage am Ausflusse des schwarzen Flusses in das Meer, und die dazu gehörigen ausgedehnten Ländereien warteten nur einer fleißigen u. ab

geschickten Hand, um nach wenigen Jahren schon das Dreifache als früher zu produzieren.

Mr. Harper nun war gerade der Mann dazu, eine vernachlässigte und herabgekommene Pflanzung wieder in guten Stand zu bringen. Er arbeitete und mühte sich ab, mit rastloser Thätigkeit führte er überall Verbesserungen ein, und kaum zehn Jahre dauerte es, so war seine Pflanzung eine der berühmtesten und einträglichsten auf der ganzen Insel. Mr. Harper galt für einen reichen Mann, und nicht allein das, sondern er galt auch für einen glücklichen Mann, und zwar mit vollem Rechte. Er war glücklich verheiratet, und sein kleiner Sohn Willy, der zur Zeit, wo unsre Geschichte beginnt, eben sein fünftes Jahr zurückgelegt hatte, machte ihn zum glücklichsten Vater. Er und seine Gattin liebten ihren Willy über alles; der hübsche, muntere Knabe war die Wonne ihres Herzens, der Stern ihres Lebens, der Augapfel ihrer Seele, und wurde von ihnen auf Händen getragen. Gott hatte den Eltern nur dieses eine Kind geschenkt, und da war es denn ganz natürlich, daß sie ihm alle die Liebe und Zärtlichkeit weiheten, deren das menschliche Herz fähig ist.

In so glücklichen Verhältnissen wuchs der kleine Willy fröhlich auf. Wenn er sich nicht in der Nähe seiner Eltern befand, so wurde er in die Obhut seiner frühern Amme gegeben, einer Negerin, die ihn indes fast ebenso sehr liebte, als Vater und Mutter, und deren Treue und Anhänglichkeit diesen wohl bekannt war. Sie wußten, daß sie sich auf Juno verlassen konnten, wie auf sich selbst, und überdies war auch noch Peter Mango, ihr Mann, da, der nur in den äußersten Fällen dem kleinen Willy von der Seite wich, wenn derselbe in die Obhut Junos, seiner Frau, gegeben wurde. Sie waren freilich nur Sklaven, aber das hinderte nicht, daß sie ihrer Herrschaft mit großer Treue und Liebe anhingen. Sie wohnten mit

im Hause des reichen Pflanzers, der sie mit immer gleicher Güte behandelte, und da der kleine Willy ihnen eine besondere Anhänglichkeit bezeigte, so wurden sie fast mit zur Familie gerechnet und hatten mancherlei Vorrechte vor den zahlreichen übrigen Sklaven, welche die ausgedehnten Kaffee- und Zuckerplantagen Mr. Harpers bearbeiteten. Sie wußten wohl, daß sie diese Vorrechte hauptsächlich dem kleinen Willy verdankten, und so war es nicht zu verwundern, daß sie dem lieblichen Knaben die größte Sorgfalt widmeten und ihn hüteten wie einen kostbaren und seltenen Schatz. Liebe und Treue waren also das Band, welches Herrn und Sklaven aufs festeste miteinander verknüpfte, und dieses Band schien eine nur mit dem Tode endende Dauer zu versprechen.

Aber ach, wie oft, wenn wir mitten im Glück und in Freude leben, naht uns schwachen und kurzfristigen Menschen ein schweres Verhängnis, das mit einem Schläge alle Glückseligkeit in tiefe Trauer, in bittere Betrübniß verwandelt. Ein solches Verhängnis sollte auch die Eltern des kleinen Willy und die getreuen Neger treffen, und zwar zu einer Zeit, wo sie es gerade am wenigsten vermuteten. Alles stand wohl, und keine Wolke beschattete den reinen, ungetrübten Himmel ihres Glückes; nicht die entfernteste Ahnung von einem nahenden Unglück bedrängte ihre Herzen, und sorglos lächelten sie dem schönen Morgen eines Tages entgegen, dessen Abend voll Trauer und bittersten Herzeleides sein sollte.

Das Wohnhaus Mr. Harpers lag auf einem Hügel und war von einem herrlichen Garten mit schattenreichen Gebüsch und Gängen umgeben, welcher sich bis dicht an das Ufer des schwarzen Flusses hinab erstreckte. Hier im Garten pflegte der kleine Willy zu spielen, natürlich immer unter Aufsicht entweder seiner Eltern oder des treuen Negerpaares, welches den Knaben nicht aus den Augen

ließ. Auch schien ihm da nicht die mindeste Gefahr zu drohen, denn nach der Flußseite hin, der einzigen, die gefährlich hätte werden können, war der Garten mit einem festen und dichten Geländer versehen, welches immer verschlossen gehalten wurde, so daß Willy dem Wasser nicht zu nahe kommen konnte. Diese Vorsicht war auch keineswegs überflüssig, denn der Strom, an sich schon tief und reizend, barg auf seinem Grunde außerdem noch zahlreiche Kaimans, gegen deren Raubgier und Blutbirst man immer auf seiner Hut sein mußte. Bei dem Gitter, welches hier den Garten einschloß, war indes für den kleinen Willy nichts zu befürchten. Er durfte ungehindert in den Schattengängen des Parkes umherlaufen und sich der glänzenden Vögel und zahlreichen bunten Schmetterlinge freuen, welche auf leichten Flügeln von Baum zu Baum oder von Blume zu Blume flogen, funkelnden Edelsteinen ähnlich, die in den Strahlen der Sonne blitzen.

Ein wunderschöner Morgen, wie ihn so voll Glanz und Fülle nur die gesegneten Inseln der Tropen kennen, brach an. Die Sonne stand strahlend am tiefblauen Himmel und spiegelte sich in den glänzenden Tautropfen, welche gleich Diamanten an den Blättern und Zweigen hingen. Die Luft war kühl und erquickend; ein köstlich frischer Hauch wehte vom nahen Meere herüber, die Vögel sangen, Schmetterlinge und Käfer schwirrten pfeilgeschwind von Blüte zu Blüte, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß diesem köstlichen Morgen ein ebenso schöner Tag folgen werde.

Geitler lächelnd trat Mr. Harper aus der Thür seines Hauses. Seine Gattin, den kleinen Willy an der Hand, folgte ihm, und gleich darauf erschien auch Peter und Juno mit dem Frühstück, welches die Herrschaft wie gewöhnlich in der Veranda vor dem Hause einzunehmen beabsichtigte.

„Welch ein schöner, glanzvoller Morgen, Mary.“ sagte Mr. Harper zu seiner Gattin. „Wir können ihn nicht besser wünschen zu unserm Ausfluge.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Mistreß Harper — „und doch bliebe ich lieber daheim bei meinem Knaben! Es betrübt mich, daß ich ihn den ganzen langen Tag nicht sehen soll. Wenn dem Kinde während unsrer Abwesenheit nur nichts geschieht!“

„Welche Besorgnisse!“ erwiderte Mr. Harper. „Bleiben denn nicht Juno und Peter bei ihm? Unter ihrer Obhut ist Willy so sicher wie unter der unsern. Nicht wahr, Juno?“

„Ich denke das!“ sagte Juno mit einem zärtlichen Blicke auf den Knaben. „Massa Willy mein Herz und Augapfel! Juno ihm nichts geschehen lassen, sondern beide Hände über ihn breiten. Juno lieber sterben, als Massa Willy lassen Haar krümmen!“

„Ja, ja, ich weiß es wohl, gute treue Seele,“ erwiderte Mr. Harper freundlich. „Ich werde dir auch ein schönes buntes Tuch aus der Stadt mitbringen und deinem Manne einen neuen Strohhut mit Bändern darauf, der ihm nicht übel zu Gesicht stehen wird. Was meinst du, Peter?“

„Massa recht haben,“ entgegnete der Neger mit frohem Lachen — „alter Strohhut nichts nuß, neuer schützen besser vor Sonne! Peter sehr froh über neuen Hut!“

„Aber hörst du, Peter, gib auch recht acht auf meinen Willy,“ sagte die zärtliche, besorgte Mutter zu ihm. „Du darfst ihn so wenig aus den Augen lassen, wie Juno. Ich könnte sonst keinen Augenblick ruhig sein!“

„O, Miffy, warum Furcht haben um kleinen Engel?“ entgegnete Peter. „Ich nicht gehen von Seite ihm! Peter immer Hand über ihn strecken! Und große Hand das, Miffy! Lassen nichts kommen an Herzblatt!“

Lächelnd, daß die weißen Zähne hinter den roten

Lippen vorblikten, streckte Peter bei diesen Worten den Arm aus, der freilich stark und kraftvoll genug schien, um mannhafsten Schutz gegen jede Gefahr von außen hoffen zu lassen. Peter war ein großer, starker Neger mit athletischen Gliedern und von einer Muskelkraft, die schon oft das Erstaunen Mr. Harpers erregt hatte. Es war ihm eine Kleinigkeit, den wildesten Stier an den Hörnern festzuhalten, und eine zolldicke Eisenstange zerbrach er so leicht mit den Händen wie einen dünnen Rohrstengel oder einen schwachen Winsehalm.

„Ja, ja,“ sagte darum Mistreß Harper beruhigt, „ich vertraue dir, Peter! Und Willy wird auch hübsch artig sein und keine Thorheiten machen! Nicht wahr, Willy?“

„Nein, Mama,“ antwortete der reizende Knabe, indem er mit den hellen, blauen Augen zärtlich die Mutter anblickte. „Wenn Juno und Peter bei mir bleiben, ist alles gut. Peter läßt mich auf seinem Rücken reiten, und Juno fängt mir schöne Schmetterlinge, dann spielen wir zusammen und sind ganz vergnügt, bis du wieder nach Hause kommst.“

„Nun, so mag es denn sein,“ erwiderte die Mutter und strich dem Knaben die blonden Locken aus dem Gesicht, um einen Kuß auf seine weiße, glänzende Stirn zu drücken. „Aber dennoch wird mir der Abschied schwer, und ich bliebe lieber daheim! Geh du allein, lieber Mann, und laß mich hier!“

„Nicht doch, nicht doch, Mary!“ entgegnete Mr. Harper. „Mein Freund John würde es mir sehr übelnehmen, wenn ich nicht zur Laufe seines Söhnchens käme, und seine Frau ebensfalls, und das mit Recht, wolltest du an einem so feierlichen Tage zu Hause bleiben! Nein, nein, man darf nicht unartig gegen so liebe Freunde sein.“ —

„Massa Harper gut reden, sehr gut,“ sagte Juno. „Was denn fürchten, Missy? Juno bleiben daheim und

haben offene Augen! Mißy fahren ohne Sorgen und tanzen, lachen, singen, plaudern vergnügt. Juno hier und Peter hier! Was nun Furcht?"

"Nun ja, ja doch," erwiderte Mißtreß Harper. "Ich weiß, daß ich euch vertrauen kann, und so mag's denn drum sein. Ich bin bereit, lieber Mann!"

"Und da kommt auch der Wagen," sagte Mr. Harper. "Nimm Hut und Shawl, liebes Kind, und beeile dich, denn drei Stunden brauchen wir doch, bis wir zu unsern Freunden kommen."

Mißtreß Harper begab sich ins Haus,kehrte aber gleich darauf zur Abfahrt gerüstet wieder zurück. Noch einmal umarmte sie ihren Willy, den süßen Knaben, drückte noch einen letzten Kuß auf seine frischen roten Lippen, empfahl Juno und Peter noch einmal an, doch ja über ihren Liebling zu wachen, und stieg dann endlich in den Wagen. Während dies geschah, erteilte Mr. Harper mit leiser Stimme Peter noch einen Auftrag und folgte dann seiner Gattin. Der Wagen rollte in frischem Fluge davon; jezt bog er um eine Waldspitze, noch ein letzter Gruf mit dem wehenden Tuche, und verschwunden war er.

"Papa und Mama sind fort, nun wollen wir spielen, Juno!" sagte der kleine Willy, indem er zutraulich die schwarze Hand der Negerin ergriff und sie in das nahe schattige Gehölz mit sich fortzog.

Juno folgte ihm bereitwillig, und auch Peter kam bald nach, beladen mit einer leichten Flinte, einem Schmetterlingsnetz und allerlei Spielsachen, die er vorher aus dem Hause geholt hatte. Er und Juno spielten mit Willy, und alle drei unterhielten sich so vortrefflich miteinander, daß der größte Teil des Tages dahinging, ohne daß irgend einer die geringste Langeweile empfunden hätte. Willy war das artigste Kind von der Welt, und so vergnügt, daß sein Lachen und Jubeln hell und laut durch

den ganzen Garten schallte. Freilich war das kein Wunder, da Juno und Peter ihm alles zu Gefallen thaten, was er irgend begehrte, und was sie ihm an den Augen absehen konnten; aber auf der andern Seite zeigte sich Willy auch so verständig, daß man die meisten seiner Wünsche befriedigen konnte, indem er selten etwas Unpassendes und Unvernünftiges verlangte.

So neigte sich der Tag zu Ende, und die Sonne senkte sich dem Untergange entgegen, als Peter den kleinen Willy, der gerade Pferd und Reiter mit ihm spielte, von seiner breiten Schulter nahm, ihn sanft auf den Boden setzte und sagte: „Ich nun fort müssen, Juno, den Befehl von Massa ausrichten.“

„Wohin willst du denn gehen, Peter?“ fragte Willy.

„Den Fluß hinauf, Massa Willy, zu Reke stellen für fangen Fische,“ erwiderte Peter. „Massa mir befehlen das vor Wegfahren, weil morgen früh wollen zum Fischfang gehen.“

„Ach bleibe noch hier, Peter, lieber Peter,“ schmeichelte Willy. „Wir wollen noch ein wenig reiten, das ist so schön.“

„Peter nicht dürfen bleiben, aber bald wiederkommen,“ antwortete der Reger tröstend. „Juno spielen indes mit Massa Willy wunderschön! Peter fort müssen, weil Massa befohlen, und gute Diener müssen gehorchen.“

„Nun, dann laufe, Peter,“ entgegnete Willy. „Aber hörst du, bleibe nicht zu lange aus! Juno soll mir indes schöne Blumen suchen und Kränze machen, aber reiten ist doch noch schöner, Peter!“

„Ja, ja, Massa Willy! Ich bald zurück, und dann reiten Trab und Galopp!“

Peter ging, und Willy drang nun in Juno, sie solle ihm Blumen pflücken helfen. Juno war gern bereit und trock durch die Gebüsche, um die schönsten und prächtigsten

Blüten für ihren kleinen Liebling auszusuchen. Willy lief auch in den Büschen umher und näherte sich so zufällig dem Gitter, welches den Garten nach der Flußseite hin umschloß. Juno achtete nicht auf ihn, da sie ihn ganz sicher und geborgen glaubte und fortwährend eifrig mit Blumenpflücken beschäftigt war. Unglücklicherweise stand aber heute gerade aus irgend einer Nachlässigkeit die Gitterthür offen, und neugierig näherte sich Willy, durch dieselbe hindurchschreitend, der Ufertreppe, welche zu dem Wasser hinunterführte. Unten an der Treppe, nur lose befestigt, schaukelte ein leichter Rachen auf den Wellen, den Mr. Harper beim Fischfang, ein Vergnügen, das er sehr liebte, zu benutzen pflegte, und dem kleinen Willy kam die Lust an, in den Rahn hinabzusteigen und sich ein wenig zu schaukeln. Vorsichtig stieg er die Treppe hinunter, kam glücklich in den Rachen hinein und streifte gedankenlos die Kette ab, welche ihn an dem Ufer festhielt. Der Rahn, von der Fessel befreit, trieb augenblicklich auf den Wellen dahin und wurde von ihnen dem offenen Meere zugeführt. Die sanfte, gleitende Bewegung machte dem kleinen Willy Vergnügen, und fröhlich lachte er, als der Rahn schneller und immer schneller von der Strömung des Flusses fortgetrieben wurde. In seiner kindlichen Sorglosigkeit ahnte er nicht die mindeste Gefahr und freute sich nur darauf, das erstaunte Gesicht zu sehen, das Juno machen würde, wenn sie ihn im Rahn mitten auf dem Wasser erblickte.

„Juno! Juno!“ rief er laut zum Ufer hinüber —  
 „sieh nur, wie schön ich schwimmen und im Rachen fahren kann! Juno! Juno!“

Die treue Negerin vernahm zwar das Geschrei, aber in der Meinung, daß Willy noch ruhig im Garten innerhalb des Gitters sich befinde, kehrte sie nicht allzu eilig aus dem Gebüsch zurück. Wie erschraf sie aber, als sie beim Heraustreten Willy nicht erblickte, und die Stimme des

Knaben immer entfernter und von der Flußseite her zu ihr drang. Eilig rannte sie hinab, und jäher Schrecken raubte ihr fast die Besinnung, als sie die Gitterthüre offen stehen sah. Sie stürzte hinaus an die Treppe, und ihr Schrecken verwandelte sich in Entsetzen, da sie Willy mitten auf dem Strome im schwankenden Rachen, wohl schon zweihundert Schritte unterhalb der Ufertreppe bemerkte. In Verzweiflung schrie sie laut auf, denn augenblicklich erkannte sie die Gefahr, von welcher ihr Lieblich bedroht wurde. Kein Mensch außer ihr besand sich in der Nähe, auch ein zweiter Rachen war nicht vorhanden, und doch mußte schleunigst Hilfe geschafft werden, wenn Willy vor einem schrecklichen Schicksale bewahrt bleiben sollte. Wenn der Kahn noch weitertrieb, wenn er ins offene Meer gelangte, jetzt, wo der Abendwind sich scharf vom Lande her aufmachte, und den leichten Rachen weiter und immer weiter in die See hinaustreiben mußte, so war ja Willy ohne alle Rettung verloren und dem sichern Tode preisgegeben. Nein, nein, das durfte nicht geschehen! Ohne Besinnen, ohne an die furchtbare Gefahr zu denken, die sie selbst bedrohte, stürzte die treue Negerin in den Fluß hinab, teilte mit starkem und gewandtem Arme die Wellen, und schwamm leicht und schnell wie ein Wasservogel den Strom hinunter.

Ihre mutige Aufopferung schien vom günstigsten Erfolge gekrönt zu werden; von Sekunde zu Sekunde kam sie dem jetzt noch langsam forttreibenden Kahne näher, schon streckte sie den Arm aus, um ihn zu ergreifen und schwimmend nach dem Ufer hinzudrängen, als sie plötzlich einen schrecklichen, gellenden Schrei ausstieß und gleich darauf unter dem Wasser verschwand. Ein Raiman, aus dem Grunde des Flusses auftauchend, hatte die Arme mit seinen furchtbaren Zähnen ergriffen, und sie mußte so ihre Treue mit dem Leben bezahlen.

Willy hörte den Schrei des Entsetzens und sah mit

starrem Auge das Verschwinden seiner treuen Hüterin. Selbst laut aufschreiend bog er sich über den Rand des Rachens und streckte jammernd seine Händchen in die Tiefe, indem er laut immer und immer wieder Junos Namen rief. Aber die treue Wärterin hörte sein verzweifelungs- volles Geschrei nicht mehr, und als nun ein dunkelroter, blutiger Fleck auf der glänzenden Oberfläche des Wassers erschien, da fuhr Willy entsetzt zurück, warf sich auf den Boden des Rachens nieder, verbarg sein bleiches Gesicht- chen in den zitternden Händen und weinte bitterlich. — —

Erst kurz vor Sonnenuntergang kehrte Peter von seinem Ausfluge zurück, den er auf Befehl Mr. Harpers hatte unternehmen müssen. Im Garten fand er Willy und seine Frau nicht, ließ es sich aber nur wenig kümmern, da er annehmen konnte, daß sie beide in das Haus ge- gangen seien. Auch hier suchte er nach ihnen, und jezt erst, als er wiederum vergebens nach ihnen spähte, zitterte ein leichter Schrecken durch seine Seele.

„Wo sie sein können?“ murmelte er vor sich hin.

Er rief; — laut, immer lauter: „Juno! Willy! Juno!“ Niemand antwortete, alles blieb totenstill, nur das Echo seines Rufes schallte von den Wänden wieder. Eine mächtige Angst erfaßte ihn. Er stürzte wieder in den Garten hinaus, suchte, rief, schrie mit verzweifelter Stimme und händeringend nach Willy und Juno, und gelangte endlich auch an das Gitter, dessen noch immer offen stehende Thür ihn wie Juno erschreckte.

„Was das hier?“ murmelte er betroffen. „Juno doch nicht so dumm gewesen, zu fahren auf Wasser?“

Er sucht den Kahn — der Kahn war verschwunden. Auf und ab den Strom ließ er seine ängstlich spähenden Blicke fliegen und entdeckte tiefer unten an einer in den Fluß vorspringenden Landspitze einen dunkeln Gegenstand, welcher regungslos auf dem weißen Uferande lag. Peter

rannte flüchtigen Schrittes hinunter. Als er die Landspitze erreichte, schrie er laut auf und sank zitternd zu Boden. Der schwarze Körper war der Rumpf seiner armen Frau, welche von den Wellen hier an den Strand getrieben war, nachdem der Kaiman seinen Hunger an ihren Gliedern gestillt hatte. Nichts als der Kopf und der halbe Leib war von der unglücklichen Frau mehr übrig, und Peters Thränen träufelten heiß auf die traurigen Überbleibsel herab.

Nun erriet er so ziemlich alles, was geschehen und wie es geschehen war. Nach einem heftigen Ausbruche des Schmerzes raffte er die verstümmelten Überreste der armen Juno vom Boden auf und trug sie in sein Stübchen. Dann lief er, so schnell er konnte, den Strom aufwärts und schlug Värm in den benachbarten Pflanzungen, deren Besitzer zum Teil mit Rähnen versehen waren. Silig wurden sie losgebunden, und flogen, von kräftig geführten Rudern getrieben, den Strom hinab in das offene Meer hinaus, um nach dem verlorenen Knaben zu spähen und ihn, womöglich in der weiten Wasserwüste wieder aufzufinden. Peter selbst bestieg endlich ein Pferd und jagte nach dem nächsten Hafen, um auch von hier aus Schiffe und Boote abzusenden, und dann erst, als alles geschehen war, was zur Rettung des kleinen Willy beitragen konnte, machte er sich auf, um den unglücklichen Eltern die bittere Trauerkunde von dem Verluste ihres geliebten einzigen Kindes mitzuteilen.

Vergeblich würde der Versuch sein, den Schreck, die Angst, den Jammer und die Verzweiflung der armen Eltern schildern zu wollen. Mr. Harper suchte sich indes, so gut er konnte, zu fassen, übergab seine Gemahlin der Obhut ihrer Dienerschaft und machte sich mit Peter auf, um beklommenen Herzens seine Nachforschungen mit denen seiner guten Nachbarn und Freunde zu vereinigen. Mit

banger verzweifelnder Gast trieb er das Boot über die Meereswellen hin und spähte mit thränenvollen Augen nach seinem Kinde. Aber es war Nacht, nur die Sterne funkelten am Himmel, und ihr Licht war so schwach, daß man kaum fünfzig Schritte weit sehen konnte. Zudem machte sich der Landwind immer heftiger auf, und der Himmel fing an sich mit Wolken zu bedecken, welche die tiefe Dunkelheit allmählich in dichteste Nacht verwandelten. Man rief, man schrie — aber ungehört und unbeantwortet verhallten die Stimmen in der endlosen Wasserwüste, und der Morgen dämmerte heraus, ohne daß man irgend eine Spur von dem verlorenen Knaben entdeckt hätte.

Jede Hoffnung, Willy wieder aufzufinden, mußte nun aufgegeben werden. Entweder war der Rachen in dem der Knabe fortgeschwommen war, schon längst untergegangen, oder er war von dem stark wehenden Winde so weit fortgetrieben, daß die Entdeckung desselben fast ein Wunder gewesen wäre. Man gab daher die nutzlosen Nachforschungen auf, und nur der trostlose, verzweifelnde Vater konnte sich noch nicht entschließen, jede Hoffnung schwinden zu lassen. Er mietete eine schnell segelnde Brigg und kreuzte damit auf dem Meere umher. Nach allen Richtungen flog das Schiff über die Wellen, und unablässig durchspähte dabei Mr. Harper, in dem höchsten Mast sitzend, mit dem Fernrohre den weiten Horizont des Meeres. Drei Tage und drei Nächte setzte er diesen letzten hoffnungslosen Versuch fort, aber, wie leicht zu vermuten und vorauszusehen war, ohne allen Erfolg. Jetzt mußte auch in seinem Herzen der letzte Funke von Hoffnung erlöschen. Willy konnte kaum noch am Leben sein, denn Hunger und Durst mußten den zarten Knaben sicher getötet haben, wenn er nicht durch einen schnellern Tod, vielleicht durch das Umschlagen des Rachens, ein rascheres Ende gefunden hatte. Die kreuzende Brigg segelte dem Lande wieder zu,

und mit gebrochenem Herzen und tief gebeugtem Gemüte langte Mr. Harper auf seiner Pflanzung wieder an, wo das Maß des Kummers noch vollends bis zum Überströmen gefüllt werden sollte. Er fand seine Gattin krank, verzweifelnd, im Sterben. Die furchtbare Gemütserschütterung hatte ihr ein tödliches Nervenfieber zugezogen, und als Mr. Harper ohne den Knaben zurückkehrte, war es vollends mit ihrer Kraft zu Ende. Wenige Tage später starb die unglückliche Mutter in den Armen ihres Mannes, und Mr. Harper, der noch vor kurzem erst der glücklichste Familienvater gewesen war, stand nun allein in der Welt, beraubt des Teuersten, was er auf Erden sein genannt hatte. Auch an seiner Seele zehrte der tiefe Gram, und für lange Jahre hinaus gab es für ihn keine Hoffnung, kein Glück, kein Lächeln und keine Freude mehr. Nichts war ihm geblieben, als Kummer, Betrübniß und verzehrende Sehnsucht nach seinen heimgegangenen Lieben.

Und Peter?

Peter war verschwunden, seit die kreuzende Brigg unverrichteter Sache in den Hafen zurückgekehrt war. Er hatte nicht den Mut gehabt, die Pflanzung Mr. Harpers wieder zu betreten, und außerdem hielt die treue Seele noch an einer letzten Hoffnung fest, die er auch seinem unglücklichen Gebieter, obwohl vergebens, einzulößen versucht hatte. Konnte nicht Willy in seinem Rachen von einem vorübersegelnden Schiffe entdeckt, an Bord genommen und so gerettet worden sein? — Unmöglich war die Erfüllung dieser Hoffnung nicht, und eine kurze Zeit hindurch hatte sie auch Willys Vater und selbst der Kapitän der Brigg geteilt. Aber als drei, vier, fünf Tage vergingen, ohne eine Nachricht von dem verlorren Knaben zu bringen, schüttelte der Kapitän den Kopf.

„Es ist nichts!“ sagte er. „Wenn jemand den Kleinen aufgespürt hätte, würde er Nachricht davon gegeben

haben, denn so unbarmherzig ist kein Mensch, daß er wegen einer Versäumnis von ein oder zwei Tagen die Eltern ihrer Todesangst überließe. Der Knabe ist jedenfalls tot, und ich will nur wünschen, daß er ein rasches Ende gefunden hat und nicht vor Hunger und Durst langsam umgekommen und elend verschmachtet ist!"

So einleuchtend auch die Gründe des Kapitäns waren, so ließ doch Peter nicht alle und jede Hoffnung sinken, sondern hielt hartnäckig an diesem letzten Schimmer fest.

"Was schaden es, wenn Peter bleiben bei seiner Meinung?" sagte er. "Peter gehen suchen — er nichts zu thun mehr auf Pflanzung, er werden Seemann und kreuzen auf Meer. Seemann erblicken viel Hasen, viel Schiffe und kommen in alle Welt. Wohin kommen, Peter überall fragen und suchen nach Massa Willy, und endlich Peter richtig finden Massa Willy. Er wissen das und hoffen wenigstens! Werden sehen!"

Vergebens versuchte es der Kapitän, dem treuen Peter diesen Vorsatz auszureden. Peter blieb standhaft, und da er, wie schon erwähnt, ein noch junger, starker und gewandter Burche war, so nahm ihn der Kapitän zuletzt selber in Dienst und brachte ihn auf sein Schiff, wo Peter sehr schnell die nötigen Handgriffe und Kenntnisse sich erwarb, die ihn zu einem der tüchtigsten Matrosen auf der Brigg machten. Er verließ Jamaita und durchstreifte jahrelang alle Meere der Welt, besuchte alle bewohnten Küsten, lief in hundert Seehäfen ein, und fragte überall nach dem kleinen Willy Harper, aber leider stets, ohne je eine befriedigende Antwort zu erlangen. Aber das alles machte den treuen Peter nicht mutlos. Wenn er wieder einmal vergebens geforscht und gefragt hatte, so schüttelte er wohl betrübt seinen schwarzen, wolligen Kopf, aber gleich darauf erhob er immer wieder mutig das Haupt und mur-

melte: „Peter können warten! Einmal er finden doch kleinen Willy, und dann Freude um so größer!“

Dabei blieb er, und unermüdetlich fing er seine Erkundigungen und Nachforschungen immer wieder von neuem an.

### Zweites Kapitel.

#### Wie es Willy ergangen war.

Kehren wir nun zu dem kleinen Willy zurück, welcher, während alles um ihn in Sorgen und tödlichen Angsten schwebte, auf dem offenen kleinen Rachen in das weite, weite Meer hinausgetrieben wurde.

Wir verließen ihn, wie er bittere Thränen um den schrecklichen Verlust seiner guten und getreuen Amme vergoß, die leider umsonst ihr Leben für seine Rettung aufgeopfert hatte. Er weinte herzbrechend, der arme kleine Knabe, und schluchzend rief er wohl hundertmal: „Ach, Juno, liebe, liebe Juno!“ ohne daß der schmerzliche Ruf die treue Negerin an seine Seite zurückbrachte. Auch nach Peter rief er, und die Erinnerung an ihn gab ihm endlich einigen Trost und etwas Fassung zurück. Er trocknete seine Thränen ab, richtete sich im Rahne in die Höhe und blickte umher. Da erschrak er aber. Während er, aller Betrübniß voll, auf dem Boden des Rahnes gelegen hatte, war dieser schon weit in das offene Meer hinaus geschwommen, und bei dem frischen Winde, der tüchtig vom Lande herüberwehte, wurde er mit immer steigender Geschwindigkeit noch weiter davongeführt. Das Land wich schon in bläulicher Ferne zurück, und nur mit Mühe konnte Willy noch das Haus seines Vaters entdecken, welches auf dem

Hügel über die niedern Gebüſche und Sträucher des tiefer liegenden Ufers herüberſchaute. Laut auf ſchrie er, ſtreckte die Arme nach dem Lande aus, und rief mit aller Kraft ſeiner Stimme nach Peter um Hilfe.

Peter hörte ihn natürlich nicht — es hörte ihn überhaupt kein menſchliches Ohr, denn weit umher war außer dem kleinen ſchwankenden Rachen kein Fahrzeug irgend welcher Art zu entdecken. Ein paar Segel ſchwebten zwar fern, fern am Horizonte über dem Waſſerſpiegel — aber bis dahin drang natürlich die ſchwache Stimme des armen kleinen Knaben bei weitem nicht.

Willy, ſo jung er war, ſah doch bald ein, daß ſeine Bemühungen ganz und gar vergeblich ſeien, und ſtrengte ſeine Kehle nicht weiter an. Vielmehr ſetzte er ſich wieder im Boote nieder und fing von neuem an zu weinen, bis ihn der Gedanke tröſtete, daß nun bald ſein Vater und ſeine Mutter wieder heimkommen und daß alſdann der Vater ihn ganz gewiß ſuchen und finden werde. Die Zuverſicht hierauf machte ihn ruhig, und nach ſo kleiner Kinder Art und Weiſe entſchlug er ſich bald aller ſchlimmen Gedanken und Erinnerungen, und fing ſogar an, wieder Freude und Vergnügen an ſeiner Waſſerfahrt zu empfinden.

Der Wind wehte friſch, aber doch nicht ſo heftig, daß er die Meeresebenen zum Erſchrecken aufgereggt hätte. Er hob ſie eben hoch genug, daß ſie den leichten Rachen in einer angenehmen ſchaukelnden Bewegung erhielten, an welcher ſich Willy ganz beſonders erfreute. Es machte ihm ſogar Spaß, wenn eine etwas höher gehende Woge ihm ihren leichten weißen Schaum ins Geſicht ſpritzte, und lachend wiſchte er die perlenden Waſſertropfen mit ſeinem Tuche wieder ab. Außerdem war der Abend ſo wunderſchön, und die Sonne ging ſo prachtvoll unter, daß Willy im Anſchauen des herrlichen Schauſpieles alles übrige vergaß. Der Himmel glühte im Weſten von den brennend-

sten Farben, von Rot, Purpur und Gold, und die Sonne glich einer ungeheuren feurigen Kugel die ihren flammenden Widerschein wie einen flüssigen Blutstrom weit über das Meer und das ganze Himmelsgewölbe ergoß.

Aber die Sonne sank immer tiefer zu den hüpfenden Wogen hinunter, tauchte allmählich zur Hälfte unter die Wellenkämme hinab, und verschwand endlich nach einem letzten glutstrahlenden Aufleuchten ganz und gar. Allmählich erlosch nun auch die Gold- und Purpurpracht des weiten Himmelsbogens, die brennenden Farben gingen in ein dämmeriges Grau über, einzelne Sterne blitzten wie glänzende Bichter auf, und plötzlich war die Nacht da, die dunkle, stille, tiefe Nacht mit allem Schrecken und Bangen, das sie dem schwachen Herzen eines kleinen, noch dazu durch die einsamste und hilfloseste Lage geängstigten Kindes einflößen kann. Willy fing von neuem an zu weinen, und unter Thränen rief er wohl hundertmal mit zitternder, schluchzender Stimme nach Vater und Mutter, nach Peter und nach Juno sogar, deren traurigen Tod seine eigne traurige Lage aus seinem Gedächtnisse verwißt hatte. Aber wie die vorigen, so verhallten auch diese Rufe ungehört, und voller Angst und Grauen kauerte sich der arme kleine Willy endlich auf dem Boden des Rachens zusammen und stützte sein Vordenköpfchen schluchzend auf seinen Arm. In dieser Lage erbarmte sich der Himmel seiner Angst und Not und sendete ihm, was ihn alle Schrecken vergeffen machte: einen sanften, ruhigen und friedlichen Schlaf. Unter Thränen schlummerte Willy ein, und die Luft war so warm, das Schaukeln der Wogen so sanft, daß er sein Bettchen daheim nicht im mindesten vermißte, sondern ganz fest und ungestört fortschlief, bis ihm am andern Morgen die Sonne hell und glänzend in sein Gesichtchen schien. Da erwachte er, richtete sich auf und blickte erstaunt und verwundert um sich.

Jetzt, wo er vielleicht schon hundert Meilen von der heimatlichen Küste entfernt war, sah der arme Junge nichts mehr um sich, als Himmel und Wasser, denn das Land war schon längst tief hinter den Bogen hinabgesunken. Auch die fernern weißen Segel, die er gestern abend noch gesehen hatte, waren jetzt verschwunden, und viele Meilen weit in der Runde befand sich also kein menschliches Wesen, das dem unglücklichen verlorenen Kinde einen freundlichen Blick hätte zuwerfen, ein tröstendes Wort hätte zurufen können. Ganz, ganz allein und von der Welt verlassen war der arme Knabe, und obgleich er noch zu klein und zu jung war, um die drohenden Gefahren seiner schrecklichen Lage im ganzen Umfange zu ermessen, machte doch seine gänzliche Abgeschlossenheit von allem, was er liebte und an was er gewöhnt war, einen tief erschütternden Eindruck auf ihn. Außerdem empfand er auch Hunger, und das einen recht tüchtigen Hunger, denn seit dem vorigen Nachmittage, also seit etwa sechzehn bis achtzehn Stunden hatte er weder Essen noch Trinken zu sich genommen.

Der arme kleine Schelm mußte bitteres Herzeleid erdulden; als er seine traurige Lage in seiner kindlichen Weise ins Auge faßte, verzog er wieder wie gestern sein hübsches, heute aber ein wenig blaßes Gesichtchen zum Weinen, und als erst die ersten Thränen geflossen waren, ging es auch mit Schluchzen und Jammern, wenige Unterbrechungen ausgenommen, den ganzen Tag fort, bis wieder die Sonne sank und wieder der mitleidige Schlaf sich des armen Kleinen erbarmte und ihm die thränenmüden, vom heftigen Weinen dickgeschwollenen Augenlider auf ein paar Stunden zudrückte.

Mittlerweile trieb der Nachen ohne Ruder nur vom stetigen Winde getrieben, noch tiefer in die See hinein, in ungemessene Fernen vor die Insel Jamaita fort. Willy wußte das

ja noch viel zu klein, um die Entfernungen berechnen zu können, und überdies, als er am zweiten Morgen seiner Irrfahrt aus dem Schlummer aufschreckte, war es nun auch mit allem Nachdenken, Überlegen und Berechnen schon so ziemlich vorbei. Der arme Knabe fing an, den Entbehrungen zu erliegen, welchen sein zarter Körper nur geringen Widerstand entgegensetzen konnte. Hunger und Durst verwirrten seine Sinne; er fieberte, und bald lag er weinend und schluchzend, bald wieder in ohnmächtiger Betäubung regungslos auf dem Boden des Nachens. Seine Kräfte waren erschöpft, und er näherte sich mit raschen Schritten einem traurigen Ende.

Ein klägliches Anblick war es, das arme schwache Kind zu sehen! Seine Augen waren erloschen; die frische Röthe seiner Wangen hatte sich in ein fahles Gelb verwandelt; der bleiche Mund, der jetzt nicht mehr einer aufbrechenden Rosenknospe glich, stand halb offen und ließ die bleifarbene Zunge sehen, die trocken am Gaumen klebte; und nicht einmal Thränen hatte der arme Schelm mehr, um sein Unglück beweinen zu können. Nur ein leises wimmerndes Stöhnen glitt noch einmal über seine trockenen Lippen; — im übrigen glich er schon mehr einem Sterbenden, als dem reizenden, frischen, gesunden und muntern Knaben, welchen wir zuerst, umgeben von allen Segnungen des reinsten Glückes, in dem Hause seiner Eltern kennen gelernt haben. — — —

Um diese Zeit war es, daß eine leichte, schnellsegelnde Kriegsbrigg, von oben bis unten mit Segeln bedeckt, wie ein Schwan mit schwellenden Flügeln über das Wasser dahin jagte. Der Mann im Mars, welcher den Ausguck nachlässig am Mast und hob kaum die Augen, ließ die Zeit zu Zeit seinen Blick über die weite See hin schweifen, um die Gefahr nicht hingeleiten zu lassen. Die Matrosen saßen ruhig auf ihren Posten, die Offiziere schlen-

berten plaudernd auf dem Hinterdeck auf und ab, und keinem von allen fiel es ein, in der Erwartung über Bord zu sehen, auf dem Meere irgend etwas Besonderes zu entdecken. Und doch schwamm, kaum eine Viertelstunde von der Brigg entfernt, ein leichter Rachen auf dem Wasser und schaukelte, ein Spiel des Windes und der Wellen, ohne Mast und Steuer schwankend in der Ode umher. Es war kaum Hoffnung vorhanden, daß der Rachen von der Brigg aus bemerkt wurde, denn schon ließ dieselbe ihn hinter sich zurück, und bei der frisch wehenden Brise war es leicht zu berechnen, daß wenige kurze Minuten später der Rachen ganz und gar aus dem Gesichte schwinden werde.

Da konnte man es denn ein großes Glück oder noch besser eine besondere Fügung Gottes nennen, daß eben jetzt Kapitän Bridewell, der Befehlshaber der Brigg, welcher Depeschen der englischen Regierung nach Ostindien zu überbringen befehligt war, auf dem Verdeck erschien. Sein erster Blick galt der Richtung des Windes und dem Stande des Wetters — sein zweiter flog scharf rings am Horizont entlang. Plötzlich stuzte er und trat einen Schritt näher an die Brüstung des Backbord.

„Mr. Black,“ wendete er sich an seinen ersten Leutnant — „was haben wir dort drüben? Es kann unmöglich ein Fisch sein! Mein Fernrohr! Geschwind!“

Dienstfertig eilte einer von den Midshipman in die Kapitänskajütte, um das verlangte Fernglas zu holen, während alle Anwesenden dem Beispiele des Kapitäns folgten und nach dem fernen Punkte draußen auf dem Meere hinüberschauten.

„Es ist ein Felsen,“ sagte einer. „Nein, ein Boot ist's,“ widersprach ein anderer — und jeder äußerte so seine Vermutung, bis der Midshipman zurückkehrte und

das verlangte Fernrohr dem ungeduldig harrenden Kapitän überreichte. Rasch führte es dieser zum Auge.

„Es ist ein Boot — ein offener kleiner Nachen, und wie es scheint ohne irgend ein lebendes Wesen,“ sagte er. „Wie mag das hierher gekommen sein?“

„Gewiß, ein Nachen ist es,“ bestätigte Mr. Black, der erste Leutnant. „Vermutlich durch Zufall von irgend einem Schiffe verloren gegangen.“

„Aber es ist nicht leer, Sir!“ rief jetzt der Mann vom Mastkorbe her. „Ein Kind liegt darin!“

„Was sagt Ihr, Mann? Unmöglich!“ entgegnete Kapitän Bridewell zweifelnd, kletterte aber doch eilig in den Mars hinauf und richtete noch einmal sein Glas auf das Boot.

„Bei Gott, er hat recht! Ein Kind, schlafend oder tot!“ rief er aus. „Aber gleichviel! Wenn ersteres der Fall ist, muß es gerettet werden! Back gebraht die Segel, und herum mit dem Steuer! Lassen Sie ein Boot aussetzen, Mr. Black! Geschwind! Hurtig, Leute! Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren!“

Die Befehle des Kapitäns wurden augenblicklich und mit einem Eifer erfüllt, der eine weitere Ermunterung der Leute überflüssig machte. Die rauhesten Matrosen fühlten eine Regung von Mitleid und Teilnahme bei dem Anblicke jenes Nachens, welcher ein schwaches Kind über die Meereswellen dahintrug. In wenigen Minuten war ein Boot ausgesetzt, sechs der tüchtigsten Ruderer sprangen hinein, Mr. Black folgte, und mit Vogelschnelle glitt das Boot dem schwarzen Punkte in der Ferne zu, um, wenn es noch Zeit wäre, Beistand, Hilfe und Rettung zu bringen.

Eine halbe Stunde später kehrte das Boot zurück. Neugierig schauten viele Augen über Bord des Schiffes

hinab ihm entgegen, und theilnehmend fragte der Kapitän „Lebt es noch?“

„Noch lebt es, Sir,“ antwortete Mr. Black — „aber es geht mit dem armen kleinen Burschen zu Ende, und es war hohe Zeit, daß wir ihn bemerkten und auffischten! Die nächste Nacht hätte er nicht überlebt!“

„Ja, ja, man sieht's ihm an!“ sagte Kapitän Bridewell mitleidig. „Er ist besinnungslos — der Schiffsarzt wird mit ihm zu thun haben. Herauf mit ihm! Armes Kind, wie elend es aussieht, aber glücklicherweise atmet es ja noch! Doktor, hurtig! Nehmen Sie sich seiner an! Wie steht es mit ihm? Haben Sie Hoffnung?“

„Solange noch ein Atemzug da ist, darf der Arzt die Hoffnung nicht aufgeben,“ entgegnete der Doktor, indem er sich zu dem Knaben niederbeugte. „Der kleine Bursch ist arg mitgenommen von Hunger und Durst, aber doch denke ich, wir bringen ihn durch. Tragt ihn in meine Kajüte — mit Ihrer Erlaubnis natürlich, Kapitän!“

„Die Kranken stehen unter Ihrem Kommando, Doktor! Machen Sie mit dem Kleinen, was Sie wollen und was Sie können!“ erwiderte der Kapitän. „Unglückliches Kind! Es ist fein gekleidet und scheint von guter Familie! Thun Sie ihr Möglichstes, Doktor! Und nun — zu unsrer Pflicht zurück! Bringen Sie das Schiff wieder vor den Wind, Mr. Black!“

Der Leutnant griff zum Sprachrohre, seine Befehle ertönten, und die nur einige Augenblicke durch ein so seltenes Ereignis unterbrochene Disziplin war sofort auf dem Schiffe wieder hergestellt. Bald flog die muntere Brigg wieder lustig vor dem Winde her und steuerte gerade den Kurses dem fernen Ostindien zu.

Es war also der kleine Willy, den der menschenfreundliche Kapitän Bridewell von dem traurigsten Schicksale gerettet hatte. In der That war es die höchste Zeit ge-

wesen, daß ihm Hilfe zu teil wurde, denn der Lebensfunke glimmte nur noch schwach in ihm, und der Schiffsarzt mußte die gewissenhafteste Sorgfalt anwenden, um ihn allmählich wieder zur hellen Flamme anzufachen. Aber es gelang. Zwar lag Willy beinahe drei Wochen hindurch besinnungslos im Fieber, immer zwischen Leben und Tod schwebend, aber endlich siegte doch seine ursprünglich gute Natur und die Kunst des Arztes, und nach langem Leiden konnte der Doktor endlich mit Bestimmtheit ihn für gerettet erklären. Das böse Fieber verließ den Kleinen, seine Kräfte kehrten allmählich zurück, und endlich, kurz vor der Ankunft der Brigg an ihrem Bestimmungsorte, konnte Willy sein Schmerzenslager verlassen und an der Hand des Doktors dem Kapitän Bridewell einen Besuch in seiner Kajütte abstaten.

„Ah, da haben wir ja unsern kleinen Abenteuerer!“ rief der Kapitän und streckte dem Kinde freundlich die Hand entgegen. „Nun erzähle doch, armer Schelm, wie du in dem leichten Rachen auf die hohe See gekommen bist? Geschwind, geschwind! Denn ich bin in der That sehr begierig, eine Erklärung zu erhalten.“

Willy nahm die Hand des Kapitäns, drückte sie kindlich an seine Brust und sah ihn mit dankbaren Blicken an, aber — eine genügende Antwort auf seine Frage vermochte er nicht zu geben.

„Ich weiß nicht!“ sagte er. „Es ist alles so leer in meinem Kopfe!“

Verwundert schaute der Kapitän auf den Doktor. Dieser zuckte die Achseln.

„Leider verhält es sich so,“ sagte er. „Ich habe schon alles Mögliche aufgeboten, irgend eine Erinnerung in dem Kleinen zu wecken, aber das Fieber und wahrscheinlich schon vorher die Angst und die ausgestandenen Leiden haben sein Gedächtnis gänzlich verwischt. Ohne lich Fälle

sind nicht selten, selbst bei Erwachsenen, und darf uns dieser allerdings sehr traurige Umstand bei solchem Kinde nicht wundern, das höchstens fünf oder sechs Jahre alt sein kann.“

„Aber dies ist ja sehr unglücklich!“ rief der Kapitän betroffen aus. „Der Kleine hat vielleicht, wahrscheinlich sogar, Eltern, die noch leben und sich nach ihm sehnen! Es war meine Absicht, ihn bei der Rückkehr nach England in seine Heimat zu bringen, die unzweifelhaft auf einer der westindischen Inseln ist, in deren Nähe wir ihn gefunden haben — aber wenn wir gar keinen Fingerzeig haben, so ist das ja rein unmöglich. Weiß er denn gar nichts mehr?“

„Nichts! Nur seinen Vornamen, Willh, und einige andre unbedeutende Dinge. Den Namen seines Vaters hat er ver vergessen.“

„Und die Insel auf der er geboren wurde? Wenn wir diese nur wenigstens wüßten!“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Alles rein verwischt!“ sagte er — „bis auf die letzte Spur.“

„Aber haben Sie nicht sonst irgend ein Zeichen gefunden, welches uns zu einem leitenden Faden aus diesem Labyrinth dienen könnte?“

„Nichts, als ein kleines in Gold gefaßtes Miniatur-Bildchen, das an einer seidenen Schnur um seinen Hals hing, und das ich Ihnen hier mitgebracht habe, Sir! Die Mutter des Kleinen kann es kaum vorstellen, eher die Großmutter, denn das Bild ist alt, und die Tracht auf ihm vielleicht schon dreißig Jahre aus der Mode. Sehen Sie selbst.“

Der Kapitän nahm das Bildchen, betrachtete es hastig von allen Seiten, in der Hoffnung, vielleicht einen Namen zu entdecken, legte es dann aber kopfschüttelnd auf einen Tisch.

„Das hilft uns nicht weiter,“ sagte er, „obgleich es vielleicht eines Tages dem armen kleinen Burschen dazu

bienen mag, erkannt zu werden, wenn der Himmel es fügt, daß er jemals seine Eltern wiederfindet. Wir können nichts damit anfangen. Aber was nun, Doktor? Was soll mit dem Kleinen werden? Großer Gott, es jammert mich, das arme Kind, aber ich weiß wahrhaftig nicht, was wir mit ihm beginnen. Was meinen Sie, Doktor, könnte das Gedächtnis vielleicht noch zurückkehren? Haben Sie gar keine Hoffnung in dieser Beziehung?"

„Die Wahrheit zu sagen — nein!“ antwortete der Doktor. „Kinder in so jungem Alter vergessen selbst in gefunden Tagen leicht, und nun vollends nach so langer und tödlicher Krankheit.“

„Das ist ein schlechter Trost, den Sie mir da geben! Der arme Kleine! Alles deutet darauf hin, daß er von gutem Herkommen und aller Wahrscheinlichkeit nach das Kind sehr wohlhabender Eltern ist. Seine Kleidung, als wir ihn aufsuchten — dieses Bild — die Zartheit des Knaben selbst — gewiß sind seine Eltern reiche Leute, und ihr armes Kind muß nun so ohne alle Hilfsmittel und selbst noch ganz hilflos in die Welt hinausgestoßen werden! Der Kleine jammert mich in der Seele! Aber vielleicht — noch dürfen wir nicht jede Hoffnung aufgeben — wir müssen versuchen, Doktor, die schlummernde Erinnerung wach zu rufen! Komm einmal her, kleiner Willy! So! Setze dich auf meinen Schoß und schau mich an! Und nun sage mir, lieber Junge, — wie heißt du denn eigentlich?"

„Willy!"

„Und wie noch?"

„Ich weiß nicht!"

„Aber dein Vater, Willy? Hatteest du nicht einen Vater, ehe du zu uns kamst?"

„Ja, ja," sagte das Kind nachdenklich und legte das Händchen auf seine Stirn. „Ja, das weiß ich!"

„Und wie hieß dein Vater, lieber Willy?" fragte

Kapitän Bribewell in atemloser Spannung weiter. „Wie hieß er, mein Kind? Besinne dich! Weißt du nicht, wie er hieß?“

„Ja, ich weiß!“ antwortete der Kleine mit einem frohen Blicke. „Ich weiß, ich weiß!“

„Nun, so sag' es doch, kleiner Schelm! Wie hieß er denn?“

„Papa hieß er!“ erwiderte der Knabe mit triumphierendem Lächeln. „Nicht wahr, ich weiß sehr gut?“

Der Kapitän, in seinen Hoffnungen getäuscht, seufzte schmerzlich und verlor allen Mut.

„Ich sehe wohl, es wird nichts nützen, ihn weiter zu fragen,“ sagte er zum Doktor. „Entweder hat er den Namen nie gewußt, oder er hat ihn total vergessen! Wir müssen es anders anfangen! Vielleicht erinnert er sich seines Wohnortes. Höre einmal zu, lieber Willy, und sei recht aufmerksam! Wo wohntest du denn, ehe du hierher zu uns kamst?“

„Ich weiß nicht!“ antwortete Willy nach kurzem Besinnen.

„Doch, doch, liebes Kind, erinnere dich nur,“ sagte der Kapitän gütig. „Wohntest du nicht in einem großen Hause?“

„Ja, bei Papa!“

„Und wo lag denn das Haus, mein Kleiner? Waren noch mehr Häuser da?“

„Nein — ich weiß nicht!“ schüttelte Willy.

„Aber, nicht wahr, das weißt du noch, was du sahst, wenn du aus dem Hause gingst?“

„Nein, ich weiß nicht!“

„Besinne dich nur, Willy, besinne dich, du sollst auch diese schöne Frucht bekommen, — sieh, diese Dattel ist süß und schmeckt sehr gut!“

„Ja, ich weiß — im Garten!“ sagte Willy und griff mit den kleinen Händchen nach der süßen Frucht.

„Also im Garten warst du,“ sagte Kapitän Bridewell, von neuem einige Hoffnung schöpfend, daß sich bei dem Kind allmählich eine Erinnerung an der andern entzünden würde. „Biebst du viel im Garten umher? Wie?“

Der Knabe schüttelte wieder das Köpfschen. „Ja — nein — ich weiß nicht“ — sagte er.

„Gewiß, o gewiß weißt du's, mein liebes Männchen! Besinne dich nur! Wer ging denn immer mit dir in den Garten?“

„Ich weiß nicht — Papa und Peter und Juno und Mama auch!“

„Großer Gott, er besinnt sich!“ flüsterte der Kapitän leise dem Doktor zu, indes Willy mit Behagen die süße Frucht verzehrte, die er zur Belohnung und Aufmunterung empfangen hatte. „Doktor, ich fange wieder an zu hoffen!“

Der Doktor zuckte die Achseln. „So viel, wie er bis jetzt gesagt hat, habe ich auch von ihm herausbekommen,“ erwiderte er. „Aber weiter auch nichts. Vermutlich waren Peter und Juno Diener des Hauses und hatten die Aufsicht über den Kleinen. Aber was nützt es uns, daß wir dies wissen? Die Namen Peter und Juno finden Sie auf jeder Insel zu Dutzenden unter den Schwarzen.“

„Ja freilich, freilich! Wenn wir nur die Insel, die Insel erfahren könnten!“ sagte der Kapitän nachdenklich. „Noch einen letzten Versuch will ich machen. Das Kind spricht englisch, also ist es vermutlich von englischen Eltern auf einer englischen Insel Westindiens geboren. Wir wollen ihm die Namen nennen, vielleicht besinnt es sich beim Klange des Wortes, und die Erinnerung an die Heimat lehrt in sein Gedächtnis zurück. Höre, mein lieber kleiner Willy — sieh mich an und sei recht aufmerksam —

weißt du, was Antigua ist, Antigua, verstehst du mich wohl? Antigua?"

Willy blickte fremd und schüttelte den Kopf.

„Aber,“ fuhr der Kapitän fort und sprach langsam und deutlich den Namen aus, „von Dominica hast du schon gehört? Nichts? Höre wohl: Do-mi-ni-ca!“

Willy schüttelte wieder.

„Besinne dich, liebes Herzenskind! Ich will dir noch einen Namen nennen, den du gewiß schon gehört hast: Jamaika! Ja-ma-i-ka! Jamaika!“

Willy blieb bei dem Kopfschütteln. Als er noch auf der Insel wohnte, hatte er kaum von Jamaika gewußt und gewiß nie auf den Namen dieser seiner Heimatsinsel geachtet, und jetzt nun vollends klang ihm derselbe völlig fremd. Nicht ein Zucken seiner Wimper verriet dem braven Kapitän, daß er eben die richtige Insel getroffen hatte, und unermüdblich fuhr er deshalb fort, die ganzen dreiundzwanzig englischen Inseln des westindischen Archipels bei Namen zu nennen. Keiner derselben weckte eine Erinnerung in Willy.

„Wir müssen's aufgeben!“ sagte der Kapitän seufzend, und setzte den kleinen Willy, der nachgerade müde wurde, von seinem Schoße wieder auf den Boden. „Entweder ist er auf keiner der genannten Inseln zu Hause, oder sein Gedächtnis ist in der That gänzlich verschwunden. Was nun, Doktor? Ich befinde mich da in der peinlichsten Verlegenheit! Wenn ich daheim Familie hätte, ich würde den armen kleinen Schelm dahin bringen — aber ich stehe allein in der Welt, und meine Heimat, meine Familie, mein alles ist mein Schiff!“

„Nun, wissen Sie, Kapitän — so lassen Sie den Kleinen auf dem Schiff bis er aufwächst oder durch eine glückliche Fügung seine Eltern wiederfindet. Er ist ja niemandem im Wege, und schlimmsten Falls lasse ich ihn mit

inmeiner Kajütte schlafen. Die Matrosen werden sich bald an ihn gewöhnen, und da der Knabe wirklich ein hübsches Kind ist, so müßte mich alle meine Kenntniss vom Seemannscharakter täuschen, wenn nicht Willy sehr bald der erklärte Viebling der ganzen Schiffsmannschaft wäre. So rauh die Außenseite der alten Seebären ist, unter der groben Jacke schlägt oft meistens ein weiches Herz, und ich bin überzeugt, jeder unsrer Seewölfe wird das Kind wie ein Vater lieb gewinnen, wenn es erst ein wenig warm unter ihnen geworden ist. Schreiben sie den kleinen Willy als Schiffsjungen ein, und schlimmsten Falls, wenn er nämlich seine Eltern nicht wiederfände, läßt sich dann hoffen, daß er dereinst wenigstens sein Brot haben und zu einem tüchtigen Seemann heranwachsen wird."

"Wohlan, Doktor, machen wir es so!" erwiderte Kapitän Bridewell nach einigem Befinnen. "Ich glaube, Sie haben recht! Unsrer Matrosen sind rauhe Männer von außen, aber ihre Herzen sind wahre Kinderherzen! Und im schlimmsten Falle bin ich ja auch noch da. Geben Sie mir die Schiffslisten her, Doktor!"

Bereitwillig brachte dieser das Verlangte, und der Kapitän ergriff die Feder, um Willys Namen einzutragen.

"Aber wir haben ja nur seinen Vornamen," sagte er, plötzlich mit Schreiben innehaltend — „der reicht nicht aus!"

"Regen wir ihm noch einen andren bei, bis sein wahrer entdeckt wird," antwortete der Doktor, der sich zu helfen wußte.

"Aber welchen?"

"Nun, nennen Sie ihn nach dem Schiffe: Möve! William Möve ist ein ganz passender Name für ihn, da wir ihn ohnehin wie einen müden Seevogel aus dem Wasser aufgefischt haben."

"Gut, Doktor! Also William Möve! Da steht's! Und jetzt, Kleiner, helfe dir Gott weiter durchs Leben! Er

wache über dich, wie deine armen Eltern über dich wachen würden, wenn du noch bei ihnen wärest! Du armes Kind bedarfst ja seiner Gnade und Barmherzigkeit vor so vielen andern in der Welt! Gott möge geben, daß ein tüchtiger Mann aus dir wird, und was in meinen Kräften steht, dies herbeizuführen, das will ich redlich dazu beitragen! Nehmen Sie ihn mit, Doktor, und melden Sie dem ersten Leutnant, was wir über den kleinen Burschen beschlossen und für ihn gethan haben.“

Der Doktor entfernte sich, und Willy begleitete ihn. Für den Unterhalt des armen verwaisten Knaben war nun wenigstens gesorgt: er war Schiffsjunge an Bord von Sr. englischen Majestät Kriegsbrigg, die Möve! — und als solcher unter dem Namen William Möve ganz ordnungsmäßig in die Listen eingetragen worden. Gott hatte freundlich für ihn gesorgt: Willy, seinen Eltern durch ein hartes Schicksal entrissen, hatte statt ihrer zum mindesten wohlwollende Freunde und Beschützer gefunden.

### Drittes Kapitel.

#### Ein Zusammentreffen.

Kapitän Bridewell und der Doktor hatten sich nicht getäuſcht, als sie darauf gerechnet hatten, daß die Matrosen den kleinen Willy sehr bald lieb gewinnen würden. Der freundliche hübsche Knabe schmeichelte sich durch sein sanftes, stilles Wesen allmählich mehr und mehr in die rauhen Herzen ein, und wenn ihn auch wirklich einzelne anfänglich mit finstern und mißgünstigem Auge betrachtet hatten, weil sie ihn als eine Last ansahen, die auf dem Schiffe

nur störend im Wege sein könne, so vermochten doch auch sie zuletzt dem Mitleide nicht zu widerstehen, welches die hilflose Verlassenheit des so jung in die Welt hinausgeschleuderten zarten Kindes ihnen einflößte. Willy war ja wie ein Vögelchen, das aus dem warmen Nestchen gefallen ist und elend verschmachten mußte, wenn nicht ein mitleidiges Herz sich seiner erbarmte. Das Los des armen Knaben rührte selbst die härtesten Gemüther an Bord der Möve, und von der Rührung zur Theilnahme und zum Mitleiden, und von da wieder zur herzlichsten Liebe ist ja nur ein Schritt.

Auch Willy fühlte sich bald heimisch und glücklich in seinen neuen, von den frühern so ganz verschiedenen Verhältnissen. Das Herz eines Kindes ist wie Wachs, das sich leicht allen Eindrücken anschmiegt, und überdies hatte Willy so ziemlich ganz vergessen und vergaß täglich mehr, was seine ersten Lebensjahre so glücklich gemacht hatte. Auch auf dem Schiffe fand er Liebe, wie vorher im elterlichen Hause, und wo Liebe ist, findet sich die Zufriedenheit ganz von selbst. So wuchs er fröhlich auf und gedieh zu einem prächtigen, derben und gesunden Burschen, dem nichts zu seinem Glücke mangelte, bis er manches Jahr später vom Kapitän Bridewell in die Geschichte seiner Jugend, soweit sie demselben bekannt war, eingeweiht wurde. Der Kapitän hielt es nämlich, als Willy ein gewisses Alter erreicht hatte, für seine Pflicht, ihn über alles aufzuklären, was er wußte, und ihm die wenigen bei ihm gefundenen Gegenstände einzuhändigen, durch deren Besitz er vielleicht einmal von seinen Eltern wiedererkannt werden konnte.

Willy, jetzt ein schmucker Schiffsmaat von etwa siebenzehn Jahren, hörte mit Erstaunen und Verwunderung den Bericht des Kapitäns an. Bisher hatte er sich für den Sohn eines Matrosen gehalten, der in frühern Jahren bei seinem rauhen Gewerbe verunglückt wäre, und nun

erfuhr er auf einmal, daß er von unbekannter Herkunft sei, daß seine Eltern vermutlich sehr wohlhabende Leute und vielleicht noch am Leben wären, und daß er die Hoffnung hegen dürfe, ihnen früher oder später einmal wieder zu begegnen.

Diese Nachrichten, anstatt Willy zu erfreuen, machten ihn indes anfänglich eher verwirrt und störten mehr seine Zufriedenheit, als daß sie dieselbe gefördert hätten. Bis jezt hatte er sich in seiner Lage vollkommen glücklich gefühlt, und nun auf einmal stürzten Gedanken, Wünsche und Hoffnungen auf ihn ein, die fast betäubend auf seine Gefühle und Sinne wirkten. Er hatte noch Eltern, noch lebten sie vielleicht, sehnten sich wohl gar nach ihrem verlorenen Sohne und beweinten ihn noch — und dieser Sohn, der die Hälfte seines Lebens darum gegeben hätte, um sich ihnen zu Füßen zu werfen, der barfuß von einem Ende der Welt bis zum andern gegangen wäre, um sie aufzusuchen, konnte nicht zu ihnen gelangen und durfte kaum einen Schimmer von Hoffnung hegen, die Sehnsucht erfüllt zu sehen, welche nach und nach immer stärker sein ganzes Herz erfüllte.

Willy wurde eine Beute der widerstrebendsten Empfindungen. Indem er fühlte, daß es mit dem unbefangenen und sorglosen Glück seiner frühern Tage für immer vorüber sei, empfand er doch zugleich ein neues und wunderbares Glück bei dem Gedanken, daß er nicht ganz allein und verlassen in der Welt stehe, daß es noch Bande gebe, die kostbarsten und teuersten Bande des Herzens, welche es überhaupt in der Welt gibt, die ihm das Leben süß und reich an Glück machen konnten. Nur schade, daß dieses Glück gestört und fast vernichtet wurde durch die geringe Aussicht auf seine wirkliche Erfüllung. Seit der Zeit, wo man ihn im Boote auf offener See gefunden hatte, waren nun volle elf Jahre verstrichen. Wenn sich auch annehmen ließ, daß eine von den englisch-westindi-

sehen Inseln seine Heimat gewesen war, so konnte darauf doch noch immer keine sichere Hoffnung begründet werden, daß Willy, wenn er sie suchte, gerade die rechte Insel ausfindig machen würde. Es gab deren so viele, und einige von großem Umfange. Außerdem hatte ihm der Kapitän mitgeteilt, daß er schon vor zehn Jahren, nach seiner Rückkehr von Ostindien, sehr sorgfältige Nachforschungen angestellt habe, die aber ganz ohne Erfolg geblieben wären. Welchen Erfolg konnte man nun jetzt hoffen, nachdem eine so lange Reihe von Jahren verstrichen war? Es blieb dem armen Willy kaum ein Schatten von Hoffnung, und nach reiflicher Überlegung aller Verhältnisse und Umstände faßte er endlich den Entschluß, sich so viel als möglich zu beherrschen und seine bisherige Zufriedenheit nicht ganz und gar durch Träume eines Glückes stören und vernichten zu lassen, welche vielleicht, ja wahrscheinlich sogar, niemals zur Wirklichkeit gelangen würden.

Dieser Entschluß war ohne Zweifel der vernünftigste, den der junge Willy fassen konnte, und Kapitän Bridewell bestärkte ihn darin. Willy nahm das Bildchen mit dem goldenen Rahmen und die verblaßten Kleidungsstücke, die er als Kind getragen hatte, vom Kapitän in Empfang, dankte ihm von Grund des Herzens für alle seine Güte, und entfernte sich dann, um die Reliquien seiner Kindheit in seinem Koffer einzuschließen. Aber oft, oft, wenn er sich unbemerkt glauben konnte, holte er sie wieder hervor und betrachtete sie mit sehnsüchtigen Blicken, während er aus der Tiefe der Seele heiße Gebete an Gott richtete und ihn ansehete, den glühendsten Wunsch seines Lebens zu erfüllen und ihn in die Arme seiner Eltern zu führen. Ganz im geheimen hoffte er, daß Gott doch noch einmal früher oder später sein Gebet erhören werde, und diese Hoffnung war der einzige Ersatz für die gestörte Zufriedenheit und die Leere seines Herzens, welche die natürliche

Folge der Mittheilungen des Kapitäns Bridewell gewesen waren.

So verstrichen wieder mehrere Monate, als Kapitäns Bridewell, der damals seine Station in dem mittelländischen Meere hatte, den Auftrag erhielt, dieselbe sogleich zu verlassen und in den westindischen Gewässern zu kreuzen, wo einzelne Piraten die Schifffahrt unsicher zu machen drohten. Willy vernahm diesen Befehl mit einem Entzücken, das ihm alles Blut nach dem Herzen trieb. Mächtiger als je tauchten in seinem Herzen die immer still gehegten Hoffnungen auf das Wiederfinden seiner Eltern auf, und es war daher recht gut, daß Kapitäns Bridewell ihm den wohlgemeinten Rath gab, sich nicht so rücksichtslos einer Erwartung hinzugeben, welche so leicht getäuscht werden könne. Willy war verständig genug, diesen Rath zu befolgen, aber doch pochte sein Herz wieder höher, als nach glücklicher Fahrt über den atlantischen Ocean die erste Insel Westindiens in bläulichem Schimmer aus den Wellen auftauchte und einer leichten Wolke gleich über dem Wasser schwebte.

Oft schon war er im Laufe der frühern Jahre nach Westindien gekommen, aber nie mit solchen Gefühlen und Erwartungen, wie sie jetzt sein Herz schwellten, wo er mit ganz andern Augen diese Inseln betrachtete, deren jede einzelne möglicherweise der Aufenthaltsort seiner Eltern sein konnte. Jedes kleine Eiland verschlang er mit seinen Blicken, bei jeder einzelnen Pflanzung, deren Gebäude von dieser oder jener Küste zu ihm herüber schimmerten, drang sich ihm die Frage auf, ob sie es wohl sei, wo er die Tage seiner Kindheit verlebt habe, und so groß war seine Aufregung, daß Kapitäns Bridewell, der sie wohl bemerkte, fast bereute, Willy mit den Ereignissen seiner Jugend bekannt gemacht zu haben. Indes beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß der arme Junge doch früher oder später

von allem hatte unterrichtet werden müssen, und gab sich Mühe, bei jeder Gelegenheit besänftigend auf seine aufgeregten Gefühle einzuwirken. Dies gelang ihm auch. Willy erlangte allmählich seine Fassung wieder, oder gewann wenigstens so viel Macht über sich, seine fieberhafte Aufregung vor den Augen des Kapitäns und seiner Schiffskameraden zu verbergen.

Wochenlang kreuzte die Möve in den westindischen Gewässern, ohne auf die Piraten zu stoßen, welche dieselben unsicher machen sollten. Endlich trafen sie auf der Höhe von Kuba ein verdächtiges Schiff, machten Jagd auf dasselbe und bemächtigten sich seiner nach einem kurzen Kampfe, da es in der That unter feindlicher Flagge segelte. So unbedeutend und schnell beendet das Gefecht an sich war, hatte die Möve dennoch einigen Schaden erlitten, welcher, um gründlich ausgebeffert zu werden, das Einlaufen in einen Hafen erforderte. Der nächste war der Hafen von Havana, und, ihre Priese im Schlepptau, segelte die Möve dahin ab. Ohne weitem Anfall wurde der Hafen erreicht, und Willy, der eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Lande empfand, bat den Kapitän um Urlaub auf einige Tage, bis das Schiff wieder ausgebeffert sein würde.

„Geh hin, mein Sohn,“ erwiderte der Kapitän Bridewell gütig. „Ich kann mir wohl denken, was dich so sehr nach dem Ufer treibt, aber — ich warne dich, allzu eifrig Hoffnungen nachzuhängen, die am allerwenigsten wohl gerade hier erfüllt werden dürften. Keine Worte weiter, Willy! Du bist ja ein verständiger Bursch, also wirst du auch wissen, wie du dich zu verhalten hast.“

Willy war glücklich über den empfangenen Urlaub, und beeilte sich, ihn zu benutzen. Er warf seine besten Kleider über, verwandelte sich in einen hübschen schmucken Seemann, und war eben im Begriff, in ein Boot hinab

zu springen, um zu dem nahen Ufer hinüberzurußern, als er noch einmal stehen blieb und nachdenklich zu Boden blickte.

„Was schadet's denn? Man kann doch nicht wissen!“ murmelte er, und sprang geschwind nach seiner Koje zurück, wo er das vom Kapitän erhaltene kleine Miniaturbild mit goldener Einfassung um seinen Hals hing, so daß er das Bildchen frei und offen über dem weißen Hemde auf der Brust trug, wo es jedermann sogleich in die Augen fallen mußte. Mit diesem etwas wunderlichen Schmucke geziert, sprang er nun in das Boot, ruderte ans Ufer, und eilte die Landungstreppe hinauf auf den Kai, wo er sich dreist durch das auf und ab wogende Gedränge der Menschen Bahn brach. Er mietete sich ein Zimmer in einem Gasthause dicht am Hafen, und benutzte dann seine Zeit, die Straßen von Havana, und als er dies müde war, auch die Umgebungen der Stadt an der Meeresküste entlang zu durchstreifen.

Ins Innere des Landes ging er nicht, sondern besuchte nur die Pflanzungen, welche nicht entfernt vom Seeufer lagen. Hierhin trieb ihn eine stille, geheime Hoffnung. Wenn er auch sonst keine Vermutung über die Lage des Ortes haben konnte, der einst seine Heimat gewesen war, so stand doch das mit aller Wahrscheinlichkeit fest, daß es eine Pflanzung in der Nähe des Meeres gewesen sein müsse; denn wie anders sonst hätte er als Kind auf einem Boote weit in die offene See hinaus verschlagen sein können? Also begnügte er sich, den Küstenstrich zu durchstreifen, wobei er Sorge trug, sein Bildchen recht frei und offen auf der Brust zu tragen, damit es jeder schon von weitem sehen und seine Aufmerksamkeit darauf richten konnte.

Aber welche Hoffnung Willy auch hegen mochte, in Erfüllung ging keine davon. Zwanzig, dreißig Pflanzungen hatte er besucht und neugierig sich und sein Bild von

Weißem und Schwarzen anstarren lassen, jedoch immer, ohne daß eine Erkennungsjzene erfolgt wäre. Sein Urlaub näherte sich nun dem Ende, und ziemlich niedergeschlagen und enttäuscht kehrte er am letzten Tage nach der Stadt Havana zurück, um sich von dort wieder an Bord seines Schiffes zu begeben. Im Gasthause bezahlte er die Rechnung für sein Zimmer, welches er fast nur zum Nachtquartier gebraucht hatte, und schlenderte dann langsam dem nahen Hafen zu. Kaum aber war er zwanzig Schritte weit gegangen, als ein rohes Gelächter dicht an seiner Seite ertönte und gleich darauf ein junger Mensch in Matrosenkleidung, der sich augenscheinlich in etwas ange-trunkenem Zustande befand, ihm den Weg vertrat. Willy blickte auf und sah neben sich eine Taverne mit weit vor-springender Veranda, in deren Schatten ein Hause lustig zechender Matrosen saß. Der junge Mensch sowohl, welcher Willy anhielt, wie auch ein großer Neger von athle-tischen Körperformen, der gleichgiltig an einer Säule der Veranda lehnte, gehörten unzweifelhaft zu der fröhlichen Gesellschaft, welche, vielleicht nach langer Seefahrt, jetzt im Uebermaße die Freuden des Landlebens genoß. Willy, verständig und besonnen, und am allerwenigsten geneigt, Streit und Händel zu suchen, wollte dem jungen Burschen, welcher mit eingestemmtm Armen laut lachend und breit vor ihm stand, aus dem Wege gehen; aber er erreichte seine Absicht nicht, denn jener hielt ihn am Arme fest und griff mit läppischer Hand nach dem Bilde, das glänzend und goldschimmernd auf Willys Brust ruhte.

„Se, was hast du da, Maat?“ rief er zugleich lachend aus. „Das ist ein so komisches Schmuckstück, daß ich mir's ein wenig in der Nähe betrachten muß!“

„Hand davon, und laß los!“ entgegnete Willy ein wenig ungestüm, und suchte den frechen Burschen unwillig zurückzustoßen. Doch dieser hielt fest und zerrte so heftig

an der Schnur, an welcher das Bild hing, daß dieselbe riß und also das Bild in jenes Händen blieb.

„Her mit dem Bilde, unverschämter Mensch!“ rief Willy jetzt mit aufwallendem Zorne, da er sein teuerstes Kleinod, an dessen sorgfältiger Bewahrung vielleicht seine Zukunft hing, in der läppischen Hand des rohen Matrosen sah. „Her mit dem Bilde, oder ich will dich lehren, wie man auf freche Diebesfinger klopft!“

„Oho,“ erwiderte der Bursche — „ich glaube gar, du drohst! Da, nimm das für das für dein Bild!“

Und die Faust erhebend, führte er einen Schlag gegen Willy, dem dieser aber leicht auswich und dann mit einem einzigen Stoße den Grobian zur Erde schleuderte. Das Bild flog ihm aus der Hand — Willy raffte es auf, befestigte es kaltblütig wieder an seiner Brust und war im Begriff, seinen unterbrochenen Weg fortzusetzen, als auf das Wutgeschrei des niedergeworfenen Matrosen sechs oder sieben andre aus der Veranda herzusprangen und mit drohenden Mienen und geballten Fäusten Willy umringten. Willy nahm schnell seine Stellung, um dem Angriffe so gut als möglich Widerstand zu leisten, und schon drangen einige der wildesten auf ihn ein, um einen Kampf zu beginnen, der bei der Uebersahl der Angreifenden notwendig zu Willys Nachtheile hätte ausfallen müssen, als plötzlich die Riesengestalt des Negers, der bis dahin ruhig an der Säule harrte, sich zwischen die Kämpfer warf und schützend den Arm über Willy ausstreckte.

„Zurück ihr!“ sagte er mit tiefer Stimme. „Der junge Mann ganz unschuldig und Tom nur recht geschehen. Er betrunken und unverschämt. Zurück, ich sagen!“

Da zwei oder drei nicht auf der Stelle gehorchten, sondern unter wildem Geschrei den Angriff fortzusetzen gesonnen schienen, so packte sie der Schwarze mit seinen mächtigen Fäusten und schleuderte sie zwanzig Schritte weit

so leicht zurück, als ob sie nur ein paar Kinderbälle gewesen wären.

„Aber dies ist abscheulich, langer Peter!“ schrieen erboßt die andern, während sie sich gleichwohl ziemlich eingeschüchtert zurückzogen. „Pfiu, einem fremden Grünfinken gegen die eignen Kameraden beizustehen. Schäme dich, Peter!“

„Schämen ihr euch, betrunkenes Gesindel!“ erwiderte der Neger ganz ruhig. „Das ehrlich sein, wenn sechs, sieben große Bümmel über einen herfallen? Das pfiu! Das schändlich! Warum Tom fremde Leute anfallen? Können ihnen gehen lassen! Und jetzt gut! Ich nichts mehr hören! Fort!“

Die Matrosen, wohl einsehend, daß ihr riesiger Kamerad im Rechte sei, und vielleicht auch wohl aus Furcht vor seinen furchtbaren Fäusten, zogen sich still zurück und nahmen auch Tom mit, der den ganzen Streit angefangen hatte. Der Neger dagegen wendete sich freundlich zu Willy und sagte in gutmütigem Tone:

„Können gehen nun! Niemand dich aufhalten — alles abgemacht und . . .“

Plötzlich stockte er; sein Auge eben noch voll wohlwollendem Ausdruck, blickte auf einmal starr auf das Bild Willy's, ein krampfhaftes Bittern schauerte über seine Riesenglieder, und seine Gesichtszüge verwandelten sich zum Erschrecken in eine verzerrte, kaum noch menschenähnliche Frage.

„Jesus!“ schrie er in gebrochenem Tone auf — „Jesus, was das? Das Bild! Woher das Bild? Reden doch du, woher das Bild!“

Zugleich packte er mit beiden Fäusten Willy's Schultern, hielt ihn mit den Eisenarmen so fest, daß Willy sich nicht loszureißen vermochte, und wiederholte noch mehrmals die Worte: „Jesus! Das Bild! Woher das Bild? Sprechen doch du!“

„Aber, Mensch, was willst du von mir?“ rief endlich Willy. „Das Bild ist mein! Was hast du damit zu schaffen?“

„Jesus, Jesus, mehr als du denken!“ schrie der Neger außer sich. „Du Massa Willy! Sagen mir! Massa Willy!“

„Nun ja, ich heiße William, aber was kümmert's dich? Laß mich los, du erdrückst mich ja, Mensch!“

„Jesus, Jesus, du wirklich Willy heißen?“ schrie der Neger von neuem, und packte Willy nur noch fester, anstatt ihn loszulassen. „Du, Willy! Jesus, was Glück für mich! Jetzt sprechen, wie du kommen zu Bild! Aus Barmherzigkeit sagen das altem Peter! Aus Barmherzigkeit!“

Der riesige Neger zitterte, seine breite Brust hob und senkte sich konvulsivisch, die hellen Thränen brachen aus seinen Augen und rollten über seine Wangen, seine Lippen bebten, und seine mächtige Stimme erstickte fast in dem Sturme seiner innern Gemütsbewegung. Auch Willy fing an zu zittern. Der Gedanke durchbebte ihn, daß der Neger in irgend einer Beziehung zu ihm und dem Bilde stehen könne, und er antwortete hastig:

„Kennst du denn das Bild? Man fand es bei mir, als ich vor beinahe zwölf Jahren als ein Kind in einem offenen Boote mitten auf dem Meere, hier auf diesen Gewässern gefunden und durch Gottes Fügung noch kurz vor dem Verschmachten gerettet wurde. Das Bild ist mein!“

Wie eine Nieseneiche unter der Art des Holzfällers, so wankte, bebte und zitterte der Neger unter den Worten des Knaben, deren jedes mitten in sein Herz traf und es in seinen innersten Tiefen erschütterte. Der starke Mann konnte dem furchtbaren Sturme seiner Gefühle nicht widerstehen, sondern knickte zusammen und sank auf die Knie nieder. Aber diese Schwäche dauerte nur wenige Augenblicke. Plötzlich stieß er einen wilden, markdurchdringenden Schrei des Entzückens aus, der seinem fast zum Ersticken

gepreßten Herzen Luft verschaffte, sprang wieder in die Höhe, riß Willy in seine Arme, hob ihn auf wie ein Kind, preßte ihn an sein Herz, bedeckte sein Gesicht mit Küßen und Thränen, und tanzte so, immer von Zeit zu Zeit einen neuen Jubelschrei fast wahnsinnigen Entzüdens ausstoßend, wie ein Verrückter vor der Veranda umher, bis sich endlich seine Kameraden um ihn versammelten und erschrocken einem unsinnigen Gebahren ein Ende zu machen suchten.

„Aber was hast du denn, langer Peter?“ fragte einer, als der Schwarze endlich, erschöpft von dem Ausbruche seiner heftigen Gemütserschütterung und zärtliche Liebesblicke auf Willys Antlitz heftend, wieder im Stande schien, Rede und Antwort zu geben — „was hast du denn? Hat dich eine Tarantel gestochen, oder bist du närrisch geworden?“

„Ihr denn nicht sehen, nicht hören?“ erwiderte Peter. „Jesus, Jesus, ich Massa Willy wiederfinden! Ich verloren Sohn nach Hause bringen in Arme des Vaters! Jesus, Massa Willy, du nicht kennen mehr Peter Mango? Schau mich an! Ich Peter Mango! Ich ausziehen, zu suchen kleinen Willy! Ich suchen viele Jahr mit Sorgen und Angst, und endlich, endlich finden ihn hier! Jesus, der alte Peter nie so glücklich gewesen wie diesen Tag!“

Willy, so plötzlich überrascht von der nahen Erfüllung seiner heißesten Wünsche und heimlich gehegten Hoffnungen, war fast nicht minder erschüttert als Peter, welcher ihn noch immer in seinen starken Armen hielt, und dadurch allein verhinderte, daß er nicht ohnmächtig zu Boden fiel. Aber allmählich faßte auch er sich wieder und war im Stande, die Fragen, welche jetzt sein Herz bestürmten, dem treuen Peter vorzulegen.

„Peter!“ rief er aus — „ja, ich erinnere mich deiner! Du trugst mich auf deinen Armen und ließt mich auf deinem Rücken reiten! Guter Bursch, und du durchstreifst

also die ganze Welt, um mich zu finden! Das werde ich dir ewig danken, Peter! Aber mein Vater, meine Eltern, leben sie noch?"

„Vater, ja, er leben! Mutter tot schon viele Jahr!“ erwiderte Peter. „Mutter sterben vor Gram! Massa Harper allein in der Welt, nicht Weib, nicht Kind mehr haben für zu lieben!“

„Aber, wo ist mein Vater, Peter? Ach, daß keine Mutter mehr mich in der Heimat willkommen heißt! Aber mein Vater, warum zögerst du, Peter! Eilen wir zu ihm!“

„Geduld, Geduld, Massa Willy!“ erwiderte der Negger. „Massa Harper nicht hier! Wohnen auf Jamaika auf Pflanzung am schwarzen Fluß. Wir auf Schiff hinüber fahren müssen! Gehen nicht so schnell!“

„Ah, ich vergaß!“ sagte Willy niedergeschlagen. „Du bist ja hier so wenig zu Hause als ich. Wir müssen warten. Aber, Peter, du weißt wenigstens, daß mein Vater noch lebt! Daß er gesund ist! Daß er Sehnsucht nach mir empfindet! Nun, Peter, warum antwortest du nicht?“

„Gewiß, gewiß, ich hoffen das alles!“ erwiderte der Schwarze ein wenig verlegen. „Nur ich wissen nicht ganz genau! Ich Massa Harper sehen zuletzt vor sieben, acht, neun Jahr — damals er gesund und sehr voll Sehnsucht nach verlornem Sohn. Aber warum er nicht leben mehr? Warum er nicht leben mehr? Suchen ihn — finden ihn — erkennen verlornen Sohn — alles gut! Weg nicht sehr weit! Können bald in Jamaika sein, wenn Schiff zur Hand.“

„Wohlan, Peter, so wollen wir wenigstens nicht zögern, unser Ziel so schnell als möglich zu erreichen,“ sagte Willy. „Geh, suche, frage, ob irgend ein Schiff bald nach Jamaika absegelt, und ich will indes meinen Kapitän aufsuchen, ihn von unsrer glücklichen Begegnung benachrichtigen und ihn um Entlassung aus dem Dienste bitten.“

Er wird sie mir nicht versagen, und dann, Peter, fort, in die Arme meines Vaters!“

„So recht,“ erwiderte der Schwarze. „Aber Tom suchen nach Schiff, und ich gehen mit dir. Ich mich nicht trennen wieder von dir! Ich bleiben an deiner Seite, sonst du fortschwimmen wieder in Meer hinaus! Tom, du hören! Du suchen Schiff! Wollen du?“

„Ja, ja,“ antwortete Tom, der nach den eben vorgefallenen Auftritten keinen Groll mehr gegen Peter und Willy hegte. „Geh du nur, und wir andern alle wollen indes nach einem Fahrzeuge anschauen. An diesem Orte treffen wir uns wieder, und sei nur ganz ohne Sorge, wenn ein Schiff hier ist, wollen wir's bald genug anpreien!“

„Kommen denn, Massa Willy, und suchen Kapitän deinigen,“ sagte Peter und faßte Willy am Arme, als ob er Angst hätte, daß der kaum Gefundene ihm wieder entrisen werden könne. Willy eilte mit ihm davon und hatte bald den Kapitän Bridewell, welcher die Ausbesserung seines Schiffes beaufsichtigte, gefunden. Herzlich freute sich der brave Mann über die Mitteilungen Willys, und wünschte ihm Glück zur Entdeckung seines Vaters, die nun vollends nicht mehr bezweifelt werden konnte, als Willy die Kinderkleider herbeibrachte, in denen er vom Kapitän gerettet worden war.

„Ja, ja,“ sagte Peter, als er mit feuchtem Auge die verschiedenen Gegenstände betrachtete — „das die Höschen, das hier das Jäckchen und kleine Schuhe mit Gold gestickt! Und das da Bild von Großmutter! Und auch Gesicht ganz wie Missy Harper! Kein Zweifel mehr! Du nicht mehr Willy Möve, du Willy Harper von jetzt an wieder!“

„Ich bin selbst überzeugt davon,“ sagte der Kapitän teilnehmend, und ließ sich von Peter ausführlich erzählen, auf welche Weise das Verschwinden Willys damals sich zugegetragen hatte. Peter gab den genauesten Bericht, beschrieb

auch das Boot, welches an allem Unheil schuld gewesen war, und da alles auf das Pünktlichste zutraf, so schwand auch der letzte Schatten eines etwa noch gehegten Zweifels dahin.

„Alles richtig!“ sagte Kapitän Bridewell. „Du hast deinen Vater gefunden, Willy, und es freut mich von ganzem Herzen, daß dir das Glück so günstig gewesen ist. Danke Gott dafür, Willy, denn du hast wohl Ursache dazu. Und nun zögere nicht, dein Glück zu verfolgen. Meine Erlaubnis hast dazu, und Urlaub, so lange du willst. Ohnehin glaube ich, daß du nicht wieder zu uns zurückkehren wirst, wenn du erst in den Armen deines Vaters warm geworden bist. Meine Kasse steht dir zu Diensten. Nimm Geld, so viel du gebrauchst, und gelegentlich hol' ich's mir einmal wieder von Jamaila ab! Geh, mein Sohn, und Gott sei mit dir und segne dich!“

Mit innigstem Danke für so viele, wahrhaft väterliche Güte nahm Willy von dem braven Kapitän und seiner Mannschaft Abschied. Die Matrosen schüttelten ihm die Hände und schrien ihm ein dreimaliges Hurra nach, als er endlich, mit seinen wenigen Habseligkeiten beladen und mit einem Sümmechen Geldes vom Kapitän versehen, in Begleitung Peters an das Land zurückrüberte. Hier hielt er sich, von fieberhafter Unruhe getrieben, nicht lange auf, da glücklicherweise ein Schiff, nach Port Royal bestimmt, segelfertig lag. Er mietete ohne Zögern zwei Plätze für sich und Peter zur Überfahrt und segelte schon wenige Stunden nachher der Küste Jamailas zu, welcher sein Herz, von tausend seligen Gefühlen und Erwartungen erfüllt, mit ungezügelter Sehnsucht entgegenpochte.

Die Überfahrt nach Port Royal ging bei günstigem Winde glücklich und rasch von statten. Raum im Hafen angelangt, eilten Willy und Peter ans Land, mieteten Pferde und schlugen den Weg nach der Pflanzung Mr. Harpers ein. Am folgenden Tage erreichten sie die lange

und heißersehnte Heimat, und Thränen des Entzückens entströmten Willys Augen, als ihm zum erstenmale wieder das freundliche Haus von dem Hügel entgegenschimmerte, wo er die glücklichsten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte, und nun nach so langer Abwesenheit seinen zärtlich geliebten Vater und mit ihm die Heimat wiederzufinden hoffte. Die heiße Ungebuld trieb ihn vorwärts — er gab seinem ermüdeten Rosse die Sporen, und im Galopp sprengte er den Hügel hinan und hielt endlich vor dem Hause, das seine teuersten Hoffnungen umschloß.

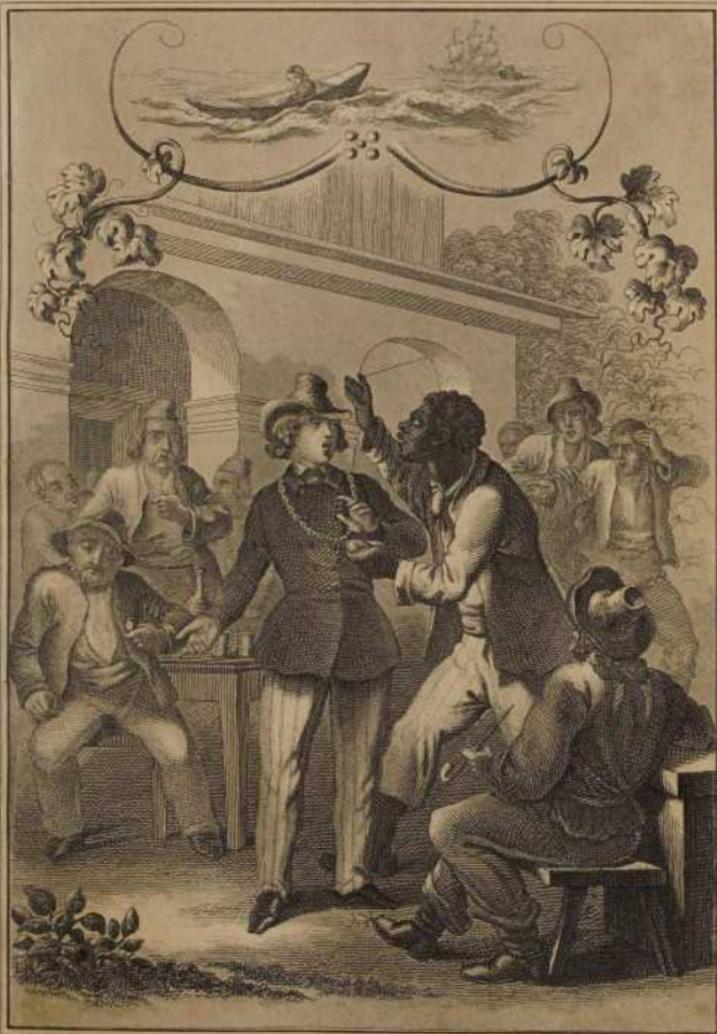
Ach, aber wie bitter und schmerzlich sollte er sich getäuscht finden, und das gerade in dem Augenblick, wo er den Kelch des Glückes bis zum Grunde zu leeren gedachte!

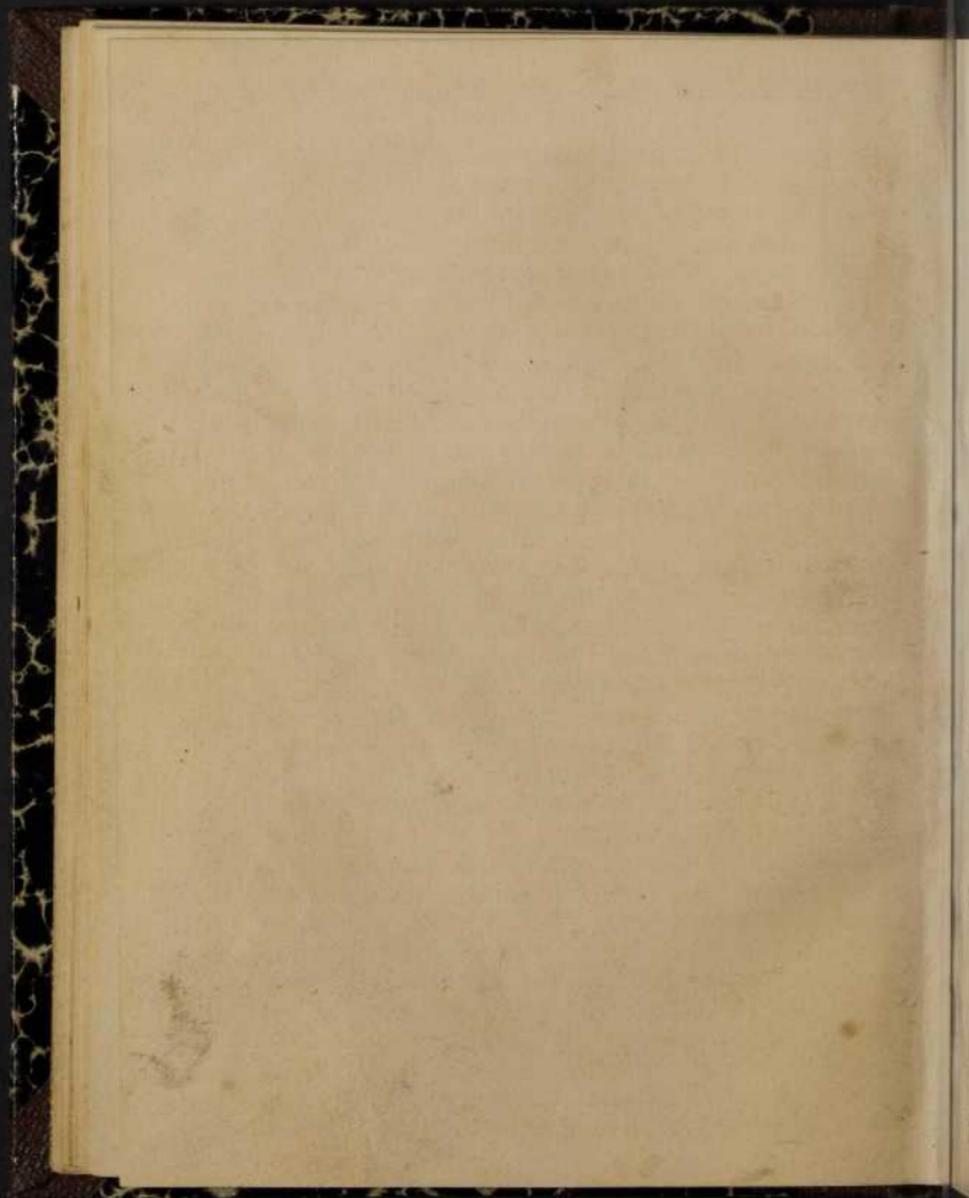
Ein Mann trat aus dem Hause, betrachtete Willy mit neugierigem, sonst aber ziemlich gleichgültigem Blicke, und fragte, als er hastig vom Pferde sprang, nach seinem Begehren.

„Was denn? Mr. Harper suche ich!“ erwiderte ungestüm Willy. „Halten Sie mich nicht auf! Wo ist Mr. Harper, mein teurer, teurer Vater?“

„Mr. Harper?“ entgegnete der Mann verwundert. „Ei, der ist ja längst fort von hier! Schon seit sieben Jahren fort! Wissen Sie denn das nicht? Und Sie sprechen von ihm als von Ihrem Vater? Sie wollen mich doch nicht etwa zum Narren haben, junger Mensch? Das möchte ich mir höflichst verbitten! Aber nein, bei Gott, ich sehe schon, es ist Ernst! Fassen Sie sich, junger Herr! Mein Himmel, was er bleich wird!“

In der That wirkte der Schrecken, welcher Willys Herz bei der traurigen Nachricht von der Entfernung seines Vaters traf, so erschütternd auf sein aufgeregtes Gemüth, daß er alle Fassung verlor und einer Ohnmacht nahe in Peters Arme taumelte, welcher ihn zärtlich an seine Brust drückte. Die Nachricht kam zu plötzlich, zu unerwartet, und





traf deshalb mit doppelter Gewalt Willys eben noch von den seligsten Hoffnungen erfülltes Herz. Schluchzend verbarg er sein Gesicht an der breiten Brust des treuen Negers, und es vergingen einige Minuten, ehe er nur einigermaßen seine Fassung wieder erlangte.

„Also fort!“ stammelte er endlich: „Mein Vater fort! O, ich beschwöre Sie, mein Herr, sagen Sie mir, wohin er sich gewendet hat!“

„Ja, ja, ich will Ihnen alles sagen, was ich weiß,“ erwiderte der Pflanzer Veron, der im Grunde ein sehr gutmütiger Mann war und das herzlichste Mitleiden für den unglücklichen jungen Mann zu empfinden anfing. „Aber beruhigen Sie sich nur erst! Treten Sie in mein Haus ein, seien Sie mein Gast, Sie sind herzlichst willkommen, und vielleicht kann ich Ihnen doch einige Nachweisungen geben, die Ihnen von Nutzen sein werden.“

Willy konnte nicht anders, als einer so freundlichen Einladung Folge leisten. Er betrat das Haus, wo er das höchste Glück erwartet und statt dessen nichts als die schmerzlichste Täuschung gefunden hatte, erzählte kurz seine Lebensgeschichte und forschte dann wieder mit fieberischer Ungeduld nach seinem Vater.

„Der arme Mr. Harper,“ erwiderte der Pflanzer — „wenn er hätte ahnen können, daß er Sie jemals wiedersehen würde, so wäre er gewiß nicht von diesem Platze gewichen. Aber eben der Gram um Sie, den er natürlich tot glauben mußte, und um den Verlust seiner Gattin, ließ ihm an diesem Orte keine Ruhe, wo er vor allem unaufhörlich an seine schwerzlichen, nie zu ersetzenden Verluste erinnert wurde. Vor sieben Jahren kam ich hierher, um mich anzukaufen. Zufällig lernte ich Mr. Harper kennen, und da er den Zweck meines Hierseins erfuhr, so bot er mir seine Besitzungen zum Kaufe an. Wir wurden handelseinig, ich bezahlte den billigen Kauffchilling bar, und Mr. Harper

verschwand aus der Gegend, ohne einem Menschen zu entdecken, wohin er sich wenden wolle. Nur aus einigen unabsichtlichen Äußerungen, die ihm gesprächsweise ent schlüpften, konnte ich allenfalls vermuten, daß er nach England zu gehen beabsichtigte, um dort in stiller Zurückgezogenheit seine letzten Lebensjahre dem Andenken seiner verlorren Lieben zu widmen. Wahrscheinlich führte er diesen Vorsatz auch wirklich aus — aber vier Jahre später traf er plötzlich wieder hier ein, besuchte mich, brachte viele Stunden am Grabe seiner Gattin zu, und verließ dann abermals die Pflanzung, ohne mir zu sagen, wohin er zu gehen gedente. Nur aus einer Frage, die er an mich richtete, nämlich der, ob ich nicht geneigt sei, ihm die Pflanzung wieder abzutreten, konnte ich allenfalls schließen, daß er wieder ein Leben voll Thätigkeit und Arbeit beginnen wolle, um dadurch des Grames Herr zu werden, der noch immer seine Seele erfüllte, wie ich nur zu deutlich an seinem bleichen, kummervollen Gesicht und seinem ganzen schwermütigen Wesen bemerkte. Ich konnte natürlich nicht nein sagen. Der arme Mann dauerte mich, und ich dachte mich in seine Lage hinein. Aber plötzlich besann er sich wieder anders. ‚Nein, Herr Veron,‘ sagte er, als er eines Tages von einem Spaziergang zurückkehrte — ‚ich fühle, daß der Schmerz noch zu frisch ist, um ihm schon Troß bieten zu können an einem Orte, der mich täglich und stündlich an meine arme Frau und an meinen Knaben erinnert, und die kaum vernarbten Wunden immer von neuem aufreißt. Ich kann nicht bleiben! Behalten Sie das Gut. Vielleicht später einmal, wenn Sie dann noch geneigt sind, auf einen unglücklichen Mann Rücksicht zu nehmen, trete ich wieder in seinen Besiß. Für jetzt aber will ich mir einen andern Schauplatz meiner Thätigkeit suchen.‘ — Ich konnte ihm weder zu- noch abreden, und er verließ auch schon am nächsten Tage mein Haus, nachdem er mich noch einmal gebeten

hatte, das Grab seiner Frau in gutem Stande zu erhalten, was ich ihm natürlich mit größter Bereitwilligkeit versprach. In Port Royal schiffte er sich ein und ging nach Barbados. Ob er aber dort geblieben ist und eine Pflanzung gekauft hat, oder ob er eine andre Insel zu seinem bleibenden Wohnorte wählte, oder vielleicht nach dem Festlande ging — das weiß ich nicht, denn seit jener Zeit habe ich nichts wieder von ihm vernommen, und ist er auch nicht wieder hier gewesen. Dies ist alles, was mir bekannt ist, und freilich muß ich bekennen, daß es schwerlich zu Ihrer Beruhigung ausreichen wird.“

Der Pflanzler schwieg, und Willy sah nachdenklich vor sich nieder. „Dennoch bin ich Ihnen von Herzen dankbar,“ sagte er nach einem Weilchen. „Ihre Nachrichten geben mir doch einen Faden in die Hand, den man verfolgen kann. Nur die eine Frage beantworten Sie mir noch: Wissen Sie gewiß, daß mein Vater nach Barbados gegangen ist?“

„Ja, das weiß ich mit Bestimmtheit,“ erwiderte der Pflanzler. „Das Schiff, in welchem er Jamaika verließ, war dahin befrachtet und segelte direkt dahin ab.“

„Gut,“ erwiderte Willy — „ich danke Ihnen. Jetzt werde ich auf dem Grabe meiner Mutter beten, und dann, mein treuer Peter, wollen wir nach Port Royal zurückkehren und eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Barbados suchen. Ich werde die Spur meines Vaters verfolgen, solange mir Gott nur einen Schimmer von Hoffnung läßt, daß ich ihn endlich auffinde.“

Willy stand auf, ließ sich von Herrn Veron das Grab seiner Mutter zeigen, blieb dort eine Stunde allein in stillem Gebete, und verließ es endlich mit ruhigerem und gefassterem Gemüt, um von dem Gastfreunde Abschied zu nehmen und dann von neuem die Pferde zu besteigen. Schon am Abend befand er sich mit Peter wieder in Port Royal,

und morgens darauf an Bord einer Handelsbrigg, welche eine Stunde später nach Barbados unter Segel ging.

„Eine süße Hoffnung war ihm in eine bittere Täuschung verwandelt worden. Aber Willy verzagte nicht. Wie Gott ihn hatte Peter wiederfinden lassen, so konnte er ihn auch in die Arme seines Vaters führen, und an dieser Hoffnung hielt Willy standhaft fest, an ihr richtete sein gebeugter Mut sich allmählich wieder auf.“

#### Viertes Kapitel.

### Das Sklavenschiff.

Willy und Peter segelten also nach Barbados, stellten die sorgfältigsten Nachforschungen an, durchstreiften die ganze Insel nach allen Richtungen, entdeckten aber von Mr. Harper nicht die geringste Spur. Er war verschwunden — niemand kannte seinen Namen, niemand wußte von ihm, niemand konnte Auskunft über ihn geben. Willy stand am Ende des Fadens, den er bis hierher so eifrig verfolgt hatte, und auch Peter, den er betrübt anblickte, wußte keinen Rat mehr.

„Was nun?“ fragte Willy, als sie beide nach dem letzten vergeblichen Streifzuge wieder im Hafen anlangten — „was nun, Peter? Unsere Bemühungen sind vergebens gewesen, und unglücklicherweise bleibt uns nach dem vielen Hin- und Herreisen nur noch ein kleiner Rest von dem Gelde über, das Kapitän Bridewell mir in Havana gegeben hat. Wenn es vollends ausgegeben ist, was dann?“

Peter lächelte. „Was dann?“ erwiderte er. „Haben

Massa Willy nicht Peter? Haben Peter nicht Arme zu arbeiten? Peter gehen, zu helfen bei Einladen und Ausladen von Schiffe, verdienen viel Geld, sammeln ganzen Haufen, so hoch, und wenn wieder Geld, dann wieder fort, zu suchen!"

"Aber wo suchen?" entgegnete Willy. „Nein, Peter, die Welt ist zu groß, als daß man so leicht einen einzelnen Menschen fände, der sich wohl gar verbergen will, um in stiller Abgeschiedenheit nur seinen Erinnerungen zu leben. Und ich, ich sollte unthätig zusehen, während du für mich arbeitest? Nein! Laß uns lieber wieder zu Schiffe gehen! Du bist gewiß ein tüchtiger Seemann, und was mich anbetrifft, so hat mir ja Kapitän Bridewell das beste Zeugnis ausgestellt. Suchen wir also Dienste auf einem Kriegsschiffe, das wie die Möve in diesen Gewässern kreuzt. Wer weiß, vielleicht fügt es der Himmel, daß wir dann einmal früher oder später mit meinem Vater zusammentreffen, was jedenfalls wahrscheinlicher ist, als wenn wir, vielleicht lange Zeit hindurch, auf dieser Insel bleiben.“

„Gut!“ antwortete Peter, „ich auch zufrieden das! Sehen um uns, ich wohl bekannt sein in Häfen hier, wie in vielen Häfen von Westindien. Viele kennen auch langen Peter sehr gut. Wollen sehen.“

Sie schlugen ihr Quartier in einer Taberne an der Hafenstadt Bridgetown auf, wo vorzugsweise Matrosen zu finden waren, die, für den Augenblick unbeschäftigt, Dienste auf irgend einem Schiffe suchten, und brauchten hier auch nicht lange auf Anerbietungen zu warten. Der lange Peter, welcher sich viele Jahre hindurch auf verschiedenen Fahrzeugen herumgetrieben hatte, war in der That als ein ausgezeichnete Matrose bekannt, und seine gewaltige Riesengestalt zeigte sich kaum unter den übrigen Seelenten, als er auch vielfach von Werbern in Anspruch

genommen wurde. Aber Peter schlug nicht so geschwind ein, als Willy dachte, dem es im Grunde völlig gleich war, auf welches Schiff er versetzt würde. Peter stellte seine Bedingungen. Er wollte nicht allein einen guten Kapitän und ein gutes Schiff haben, sondern nebenbei auch noch einen Vorteil für seinen lieben Massa Willy erlangen. Willy sollte nicht etwa eine ganz untergeordnete Stelle auf dem ersten besten Schiffe einnehmen; damit war dem ehrlichen Peter nicht gebient. Wenigstens wollte er ihm eine Stellung als Midshipman verschaffen, und ihm so eine Laufbahn für die Zukunft eröffnen. Einmal Offizier, konnte sich dann Willy durch Einsicht, Tapferkeit und Glück seinen Weg aufwärts bahnen, während er in untergeordneter Stellung nie weiter gekommen wäre, als höchstens zum Posten eines Steuermanns.

„Und was thun?“ sagte Peter, als Willy ihm Vorstellungen machte, weil er mehrere Anerbietungen zurückgewiesen hatte — „was dann, wenn Steuermann werden? Nichts! Du nicht mehr William Röve, sondern Massa Willy Harper! Du müssen werden Offizier! Das sich schicken für dich! Erst Mid, dann Leutnant, dann Kapitän! Warum nicht? Du ja klug genug! Ich schon sehen! Du wissen mehr als die meisten Midshipmen! Also du auch Midshipman, oder alter Peter lieber arbeiten in Hafen, als Matrose in Schiff! Warten nur noch ein wenig mit Geduld! Kommen schon Kapitän, der brauchen Peter — und Peter dann brauchen Massa Willy! So soll es sein, und nun gut!“

Willy zweifelte zwar sehr daran, daß Peters Rechnung richtig wäre, da er durch eigne Erfahrung sehr gut wußte, wie schwer es hielt, an Bord eines Kriegsschiffes als Offizier selbst des niedersten Grades anzukommen, aber Peter ließ sich nicht irre machen. Er wartete — und siehe da, endlich gelangte er doch zum Ziel.

Er saß eines Tages mit Willy vor der Taberne und widerlegte eben zum hundertstenmal die Gründe, welche Willy vorbrachte, um ihn zu bestimmen, von seinem Eigensinn abzugehen, als eine schwere Hand auf seine Schulter schlug und zugleich eine rauhe, aber doch freundliche Stimme ihm zurief:

„He, Peter, du hier! Das trifft sich ja herrlich! Bursche, wie du, kann ich immer an Bord brauchen!“

Peter blickte auf und sprang in die Höhe. „Kapitän Robin!“ sagte er. „Mit Verlaub, Sir, ja, ich da sein!“

„Und wie geht dir's, Bursche,“ fragte der Kapitän, ein großer, starker Mann mit gebräuntem Gesicht und kühnem, offenem Blicke. „Bist du auf Urlaub hier, da du so müßig sitzt und die Hände in den Schoß legst?“

„Nicht meine Schuld sein, Sir!“ erwiderte Peter. „Ich nicht passen auf jedes Schiff! Wissen das, Sir!“

„Aber wie, auf meine hübsche kleine Korvette doch, Peter?“ sagte der Kapitän lächelnd. „Sie führt immer noch ihre zwanzig Kanonen, aber die Mannschaft ist ein wenig dünn geworden, seit du von uns fortgegangen bist. Es war ein dummer Streich von dir, Peter! Solltest wiederkommen!“

„Peter wohl Lust haben — Schwalbe gutes Schiff, und Kapitän Robin braver Kapitän! Aber — nicht gehen so schnell das!“

„Und warum nicht, Peter?“

Der Schwarze warf einen bedeutungsvollen Blick auf seinen Begleiter Willy, der nun ebenfalls ehrerbietig aufstand und auf die gewöhnliche seemännische Weise grüßte.

„Ei, wen haben wir da noch?“ fragte der Kapitän.

„Ein Maat von dir, Peter?“

„Ja, Sir,“ nahm Peter das Wort — „ich nicht Dienst nehmen allein, sondern nur kommen mit Massa Willy Harper!“

„Ah, Peter, darunter scheint mir etwas Besonderes zu stecken,“ sagte der Kapitän. „Du mußt mir das erzählen; geh mit mir, und dein Maat kann indes hier auf dich warten.“

Peter zeigte sich bereitwillig und folgte dem Kapitän in ein Gastzimmer, nachdem er Willy schlau zugeblinzelt und seine Zeugnisse und übrigen Papiere an sich genommen hatte. Länger als eine Stunde blieb er aus, und Willy wollte schon ungeduldig werden, als Peter endlich mit strahlendem Gesicht wieder anlangte.

„Alles gut, Massa Willy,“ sagte er. „Kommen jetzt mit zu Kapitän! Ja, ja, Peter wohl wissen, wie gut, zu warten!“

„Wär's möglich?“ erwiderte Willy überrascht — „der Kapitän wollte mich als Midshipman an Bord nehmen?“

„Hören selber!“ entgegnete Peter, und nahm ohne weiteres den Arm Willy's, um ihn in das Haus zu ziehen. Der Kapitän empfing Willy mit freundlicher Miene und reichte ihm die Hand.

„Sie sind willkommen auf meinem Schiffe, Mr. Harper,“ sagte er. „Peter hat mir ihre Verhältnisse erzählt und mir Ihre Papiere vorgelegt. Aus allem ersehe ich, daß seine Anhänglichkeit an Sie vollkommen gerechtfertigt ist, und daß es unrecht wäre, Sie voneinander zu trennen. In meiner Midshipmenkajütte ist noch Raum für Sie; wenn Sie eintreten wollen, so melden Sie sich auf der Schwalbe bei Mr. Barnstable, dem ersten Leutnant, und er wird dann das weitere besorgen.“

Willy verbeugte sich und stammelte höchst erfreut ein paar Worte des Dankes.

„Nah, nicht mir, sondern Ihrem treuen Begleiter danken Sie,“ erwiderte Kapitän Robin.“ Er ist ein alter Bekannter von mir, und nur auf seine warme Empfehlung hin habe ich meinen Entschluß gefaßt. Gott be-

sohlen Sir! Ich hoffe, daß Sie die Fürsprache des wackeren Peter verdienen, und wir werden dann sehr bald gute Freunde werden. Gehen Sie unverzüglich an Bord der Schwalbe — Peter wird Sie begleiten!“

Willy empfahl sich und fiel draußen mit jubelndem Entzücken dem treuen Peter um den Hals. Peter vergalt in reichem Maße seine Liebesungen, aber von Dank wollte er so wenig etwas hören, als Kapitän Robin.

„Was denn Peter viel thun?“ sagte er. „Er bloß loben Massa Willy, und nichts weiter! Jetzt gehen auf Schwalbe! Dort sehr gut, Peter kennen ihn.“

Eine halbe Stunde später befanden sich beide an Bord der Korvette; — Willy in der Midshipman-Kajütte, wo er sehr schnell Bekanntschaft mit den andern jungen Offizieren machte; und Peter am großen Mast, wo er seinen frühern Posten als Bootsmann wieder antrat und manchem Kameraden aus alter Zeit derb und treuherzig die Hand drückte. Einige Tage nachher waren beide aufs beste eingebürgert, und Willy fühlte sich so zufrieden und glücklich, als er es bei der fortwährenden Erinnerung an seinen Vater irgend sein konnte. Seine Kameraden hatten ihn freundlich in ihren Kreis aufgenommen, die Offiziere behandelten ihn mit Güte, und die Mannschaft des Schiffes war schon durch Peter so gut für ihn gestimmt, daß er sich an Bord der Schwalbe in der That über nichts beklagen konnte.

Die Korvette war ein schmuckes, schnell segelndes Schiff von zwanzig Kanonen, und wie die Möve in den westindischen Gewässern stationiert, um den heimlich betriebenen Sklavenhandel und den häufig vorkommenden Seeräuberereien zu steuern. Kapitän Robin war in den Häfen von Bridgetown nur aus dem Grunde eingelassen, um frische Mundvorräte einzunehmen, und sobald dieser Zweck erfüllt war, stach er wieder in See und schlug

die Richtung nach Kuba ein, wo er einen sehr gefährlichen und berüchtigten Piraten, namens Obadiah, zu finden und sein Schiff zu nehmen hoffte, welches schon seit Jahr und Tag ein Schrecken für die westindischen Handelsfahrzeuge war.

Viele Wochen verstrichen indes, ohne daß sich irgend etwas besonderes an Bord der Schwalbe zugetragen hatte. Willy besorgte pünktlich seine Obliegenheiten und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er seinen Dienst gründlich und vollkommen verstand. Kapitän Robin, der ihn scharf beobachtete, zog ihn bald allen übrigen Midshipmen vor und bezeugte ihm häufig mit freundlichen Worten seine Zufriedenheit.

So kreuzte das Schiff monatelang in der Nähe von Kuba umher, aber leider, ohne das Piratenschiff, dem es nachstellte, zu Gesicht zu bekommen, obgleich einzelne Fahrzeuge, denen man begegnete, den Seeräuber bald hier, bald dort gesehen haben wollten. Folgte Kapitän Robin dann den Berichten und suchte ihn auf, so war er regelmäßig verschwunden, und man vernahm höchstens das Gerücht von der Wegnahme irgend einer reich befrachteten Handelsbrigg, die von den Piraten entweder in den Grund gehohrt oder in irgend einen Schlupfwinkel geführt worden war, von wo sie nie wieder zum Vorschein kam.

Kapitän Robin wurde mit jedem Tage mürrischer und verdrießlicher, da er seine Hoffnung, den Räuber zu fangen, immer und immer wieder vereitelt sah; auch die Offiziere machten finstere Gesichter, und die Mannschaft verwünschte heimlich ihren Anstern, der es zu keinem Zusammentreffen mit dem Segner kommen ließ. Trotz alledem fuhr aber Kapitän Robin eifrig in seinen Nachforschungen fort und verdoppelte sogar seine Bemühungen, die von so schlechtem Erfolge begleitet waren. Offiziere und Mannschaft folgten hierin seinem Beispiele, und die Mastkörbe wie das Verdeck wurden Tag und Nacht nicht leer von Leuten, welche mit

dem Fernrohr in der Hand fleißigen Ausguck nach dem Piraten hielten. Auch Willy war in dieser Beziehung unermüdblich, denn er sehnte sich mehr als jeder andre nach dem Zusammentreffen mit dem Seeräuber, das ihm eine gute Gelegenheit bieten mußte, sich durch Tapferkeit unter den Augen des Kapitäns auszuzeichnen. Selbst den Schlaf vergaß er in seinem Eifer fast, und blieb halbe Nächte hindurch im Takelwerk, um womöglich der erste zu sein, der die frohe Kunde vom Erscheinen des feindlichen Schiffes den übrigen mittheilte. Aber auch er spähte vergebens umher, und ein Tag nach dem andern verging, ohne irgend einen Wechsel in die Einförmigkeit der stets gespannten aber nie befriedigten Aufmerksamkeit zu bringen.

In einer dunkeln und etwas stürmischen Nacht endlich, als Willy eben im Begriff war, den Ausguck im Fockmars zu verlassen und für heute wieder einmal, wie so oft schon, sein Umherspähen als nutzlos aufzugeben, glaubte er beim schwachen Sternenschimmer windwärts vom Schiffe ein fremdes Segel zu erkennen. Hurtig brachte er das Fernrohr wieder vors Auge, und, anstatt herabzusteigen, wie er gewollt, nahm er zitternd vor Aufregung seinen Platz wieder ein und richtete einen zweiten Blick auf den fernen, bei dem herrschenden Dunkel schwer zu erkennenden Gegenstand.

Er war verschwunden.

Willy stutzte, fuhr aber doch fort, unverwandt und mit pochendem Herzen die Finsternis zu durchspähen. Bald schien es ihm, als ob das Segel wieder auftauchte — bald wieder glaubte er, eine Wolke täuschte ihn, die am fernen Horizonte vorüberzöge. Endlich ließ er den Arm, der das Fernrohr hielt, niedersinken, und rief leise: „Peter!“

Nur zwei Augenblicke verstrichen, und Peter stand neben ihm.

„Was es geben, Massa?“ fragte er.

„Da nimm mein Rohr, Peter, und blicke scharf windwärts aus. Was siehst du?“

„Nichts,“ erwiderte Peter. „Nacht ist stockfinster, nichts sichtbar, als Dunkelheit! Aber still — da ein Segel! Ein Segel, Massa, bei Jesus!“

Willly nahm ihm rasch das Fernrohr weg und brachte es wieder an sein eignes Auge. „Ja,“ sagte er dann nach kurzem Hinausschauen hoch erfreut — „jetzt ist eine Täuschung nicht mehr möglich! Der Himmel hellt sich am Horizonte ein wenig auf, und das Segel sticht scharf davon ab! Noch deutlicher seh' ich's jetzt! Es muß eine große Brigg sein! Nimm das Rohr, Peter, und behalte die Stelle im Auge; ich will hinab und Mr. Barnstable Meldung bringen.“

Hurtig kletterte Willly auf das Verdeck hinab und kehrte bald darauf mit dem ersten Leutnant zurück, welcher sein Nachrohr in der Hand trug und von Willlys Meldung augenscheinlich sehr aufgeregt war.

„Wo ist das Segel, Bootsmann?“ fragte er, als er sich mit ein paar Sprüngen auf das Mars hinaufschwang.

„Immer noch windwärts, Sir,“ entgegnete Peter. „Sehr deutlich jetzt können sehen!“

„Richtig — der Mond geht dahinter auf,“ sagte Mr. Barnstable. „Sie haben recht, Mr. Harper! Es ist eine Brigg, eine große Brigg, und wahrscheinlich der Bursche, den wir so lange schon suchen. Rufen Sie augenblicklich den Kapitän, Sir.“

Willly verschwand und holte auch den Kapitän herbei. Dieser hatte kaum einen kurzen Blick auf das verdächtige Segel geworfen, als er sofort den Befehl gab: „Die Leute an ihren Posten! Die Kanonen da hinaus gerichtet! Hurtig, meine Herren! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn wir nicht endlich das längst ersehnte Ziel vor Augen hätten! Wer hat den Burschen entdeckt!“

„Mr. Harper, Sir!“ entgegnete der erste Leutnant.  
 „Dacht's mir wohl!“ sagte der Kapitän freundlich und klopfte Willy auf die Schulter. „Ich bin Ihnen verbunden, Sir! Aber jetzt ans Werk! Der Pirat soll bald spüren, daß die Schwalbe nicht bloß fliegen, sondern auch recht vernehmlich singen kann.“

Im Nu waren die Kanonen geladen und gerichtet, und die ganze Schiffsmannschaft stand an ihrem Posten. Rasch flog die Schwalbe dem fremden Schiffe näher und erreichte es bald auf Schußweite. Die Kanonen wurden abgefeuert und gleich darauf hörte man ein Krachen an Bord des fremden Schiffes und ein lautes Geheul, welches jammervoll über das Meer hinschallte. Als es verstummte, blickten die Kanonen von drüben auf, und ein Hagel von Kugeln rauschte gegen die Schwalbe heran. Pfeisend flogen sie über die Köpfe der Mannschaft hin, rissen einige Splitter aus den Masten, richteten aber sonst nicht viel Schaden an. Zu gleicher Zeit, als die Kanonen abgefeuert wurden, setzte das feindliche Schiff alle Segel bei und suchte der verfolgenden Schwalbe zu entrinne. Es gelang ihm bis gegen Morgen hin, sich außer Schußweite zu halten; als die Sonne aber hell und glänzend über das Meer emporstieg, holte die Schwalbe ihren flüchtigen Gegner wieder ein und sendete ihm einen neuen Gruß aus ihren Kanonen zu. Jetzt, wo der Gegner nicht mehr entrinne konnte, nahm er den Kampf an und bereitete sich zu einem blutigen Zusammentreffen vor.

„Aber was haben wir da?“ rief Kapitän Robin aus, welcher mit dem Fernrohre jede Bewegung des Feindes beobachtete. „Es ist nicht der Seeräuber, sondern offenbar ein Sklavenschiff! Aber gleichviel, wir werden mit dem einen wie mit dem andern fertig werden. Feuer, Leute! Und zielt gut! Der Burtsche darf uns nicht entwischen!“  
 Die Kanonen krachten, und es entspann sich ein hizi-

ges Gefecht, das sich in die Länge zu ziehen drohte, da die feindliche Sklavenbrigg sich mit verzweifelter Hartnäckigkeit verteidigte.

„Wir müssen den Burschen entern!“ rief Kapitän Robin, nachdem der Kampf ein Weilchen gedauert hatte. „Hochbootsmann, das Steuer beigestrichen und Bord an Bord beigelegt! Hierher mit den Enterhaken! Und nun vorwärts, Bursche! Wir haben ihn!“

Mit einem Hurra sprang die Mannschaft hinüber auf das Sklavenschiff; Willy mit hochgeschwungenem Degen allen übrigen voran. Peter folgte ihm auf dem Fuße, und einen Augenblick nachher waren alle im wüthendsten Handgemenge. Sie erreichten das Halbdeck, wo der feindliche Kapitän mit ungefähr vierzig von seinen Leuten, mit Säbeln und Pistolen in der Hand, ihnen entschlossen die Spitze bot und standhielt. Peter schlug ihn mit dem Enterhaken zu Boden, und im gleichen Augenblick feuerte Willy ein Pistol auf den Leutnant ab, dem die Kugel die Brust durchbohrte. Jetzt wichen die Gegner, und was nicht die Waffen von sich warf, flüchtete unter Deck, um das Leben in Sicherheit zu bringen. Der ganze Kampf hatte kaum eine Viertelstunde gedauert und war hauptsächlich durch Peter und Willy so rasch entschieden worden, deren entschlossenes Benehmen die Gegner gleich von vornherein ihrer Anführer beraubt hatte. Das Schiff wurde genommen, die Besatzung in Fesseln gelegt und nun schleunigst Anflucht getroffen, auf beiden Fahrzeugen den erlittenen Schaden auszubessern, was bei der zweckmäßigen Leitung Kapitän Robins rasch von statten ging. Als alles in Ordnung war, soweit dies in der Eile geschehen konnte, winkte der Kapitän Willy zu sich und reichte ihm mit wohlwollendem Lächeln die Hand.

„Sie haben sich ausgezeichnet, Mr. Harper,“ sagte er freundlich, „und es ist also nicht mehr als billig, daß

Ihnen eine Belohnung zu teil wird. Das genommene Schiff muß in Sicherheit gebracht werden. Führen Sie es in den Hafen von Port-Royal, und nehmen Sie ein Duzend von unsern Leuten mit. Sie werden genügen, das Schiff zu lenken, wenn Sie einige von den Schwarzen zu Hilfe nehmen. In Port-Royal erwarten Sie mich. Und nun, Gott befohlen!"

Willy war stolz auf die Auszeichnung, die ihm so unerwartet zu teil wurde, und außerdem empfand er große Freude darüber, daß er wieder einmal Jamaica besuchen und von neuem Erkundigungen über seinen Vater einziehen konnte. Hurtig traf er seine Anstalten, beauftragte Peter, von dem er sich natürlich nicht trennen wollte, noch elf Matrosen auszuwählen, nahm dann Abschied von Kapitän Robin und begab sich auf das erbeutete Sklavenschiff, um zum erstenmale in seinem Leben ein selbständiges Kommando zu führen. Die beiden Schiffe trennten sich und verfolgten verschiedene Richtungen. Die Schwalbe setzte ihren Kreuzzug nach Obadiah, dem Seeräuber fort; die Sklavenbrigg dagegen schlug den geraden Kurs nach Jamaica ein und näherte sich rasch dem Hafen von Port-Royal, den Willy in einigen Tagen ungefährdet zu erreichen hoffte.

#### Fünftes Kapitel.

### Zusammentreffen mit den Piraten.

Zwei Tage schon verfolgte die Sklavenbrigg unter Willys Kommando ihren Kurs, und alles deutete darauf hin, daß sie glücklich ihr Ziel erreichen werde, als wider

alles Erwarten noch ein Hindernis eintrat, auf welches man am wenigsten gerechnet hatte. Peter entdeckte ein Schiff, das augenscheinlich Jagd auf sie machte, und nicht ohne Besorgnis begab er sich in die Kapitänstajütte, um Willy von seiner Entdeckung die nötige Mitteilung zu machen.

„Was ist's für ein Schiff,“ fragte Willy rasch.

„Das noch nicht können sehen, Massa,“ erwiderte Peter, „aber jedenfalls sehr großes und sehr schnelles Schiff! Ich beinahe glauben, Pirat!“

„Obadiah doch nicht?“ rief Willy. „Obadiah, dem wir monatelang schon vergeblich nachspürten?“

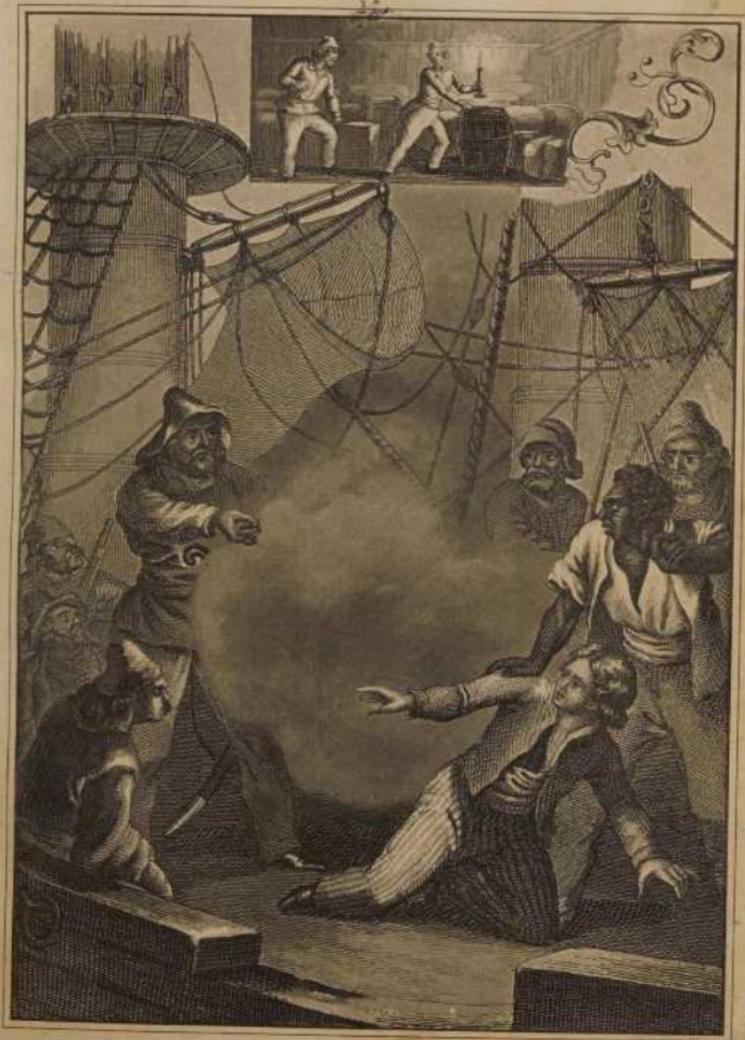
„Nicht wissen das,“ antwortete Peter, „aber möglich kann sein!“

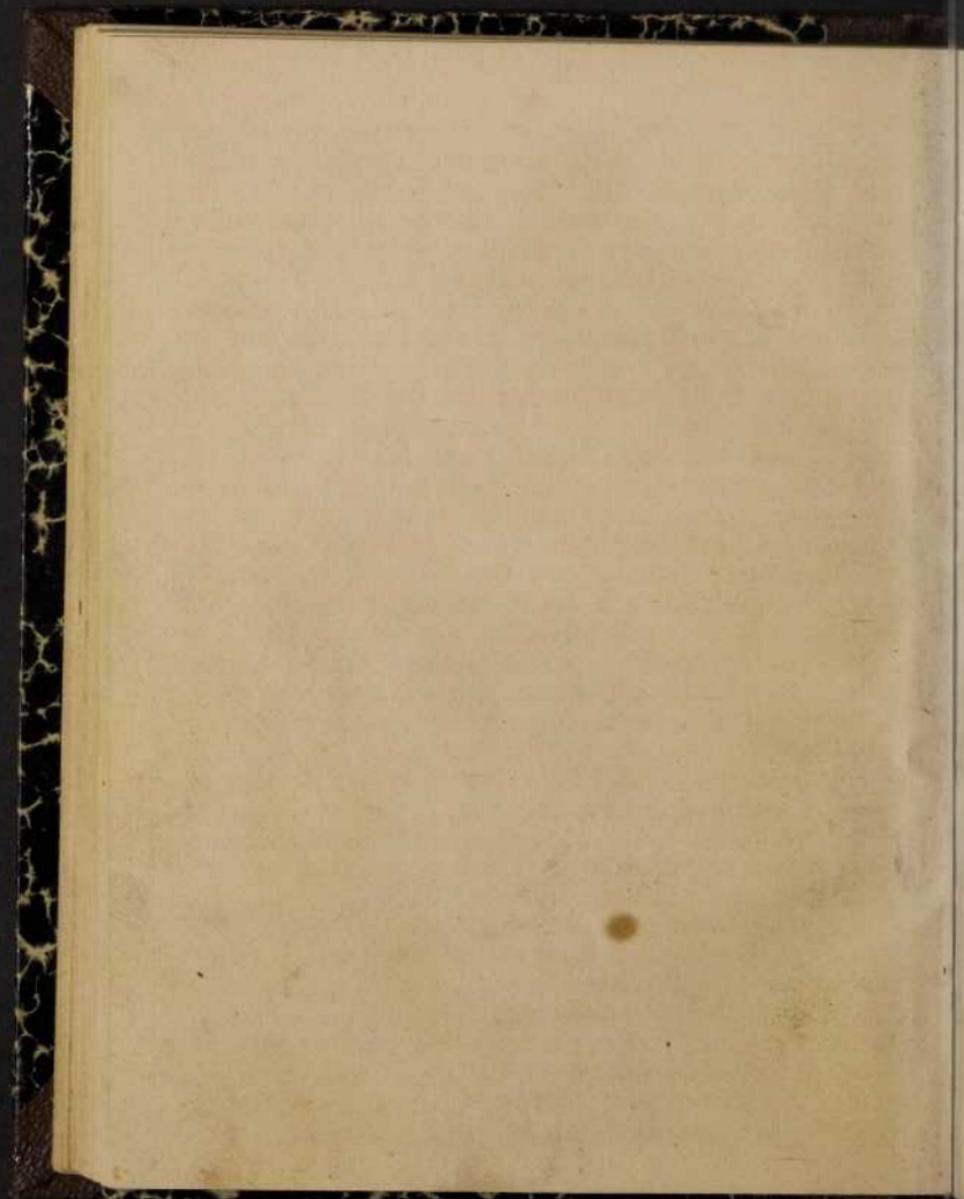
„Das wäre ein fatales Zusammentreffen, Peter,“ entgegnete Willy. „Doch laß sehen, vielleicht ist er's nicht, oder, wenn er's ist, können wir ihm noch durch die Flucht entrienen.“

Er stieg rasch mit Peter auf das Verdeck hinauf und spähte nach dem fremden Segel. Leider belehrte ihn schon der erste Blick, daß er's hier in der That mit einem starken Gegner zu thun hatte, und daß der rasch sich nähernde Schoner jedenfalls gut bedient und wahrscheinlich schwer bewaffnet war.

„Alle Segel beigelegt!“ rief Willy. „Wir müssen versuchen, ihm zu entweichen, denn einen Kampf mit solchem Schiffe einzugehen, wäre nichts als Thorheit. Es würde uns mit einer einzigen Lage seiner Kanonen in den Grund bohren. Hurtig, Peter! Geschwind alle Leinwand ausgebreitet, die uns zu Gebote steht!“

Der Befehl wurde fast ebenso rasch ausgeführt, wie er gegeben war, und eine kurze Zeitlang hoffte Willy, daß es ihm glücken werde, dem verfolgenden Schiffe den Vorsprung abzugewinnen. Aber diese glückliche Täuschung





dauerte nicht lange. Auch der Verfolger setzte seine See- und Bramsegel bei und näherte sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß nach Verlauf einer halben Stunde schon sein Kumpf mit einer ansehnlichen Reihe von Kanonen über den Wasserspiegel auftauchte.

„Er laufen besser als wir!“ sagte Peter kopfschüttelnd zu Willy, an dessen Seite er auf dem Hinterdeck stand.

„Ich seh' es, seh' es nur zu deutlich,“ entgegnete Willy seufzend. „Was nun? Sollen wir die Kanonen laden und es auf einen Kampf ankommen lassen?“

„Nützen nichts, das,“ erwiderte der Schwarze. „Besser, ergeben uns gutwillig. Dann Hoffnung! Wenn kämpfen wir, Obadiah machen tot uns alle ohne Barmherzigkeit.“

„Aber die Schande, Peter, die Schande, unser Schiff in seine Hände fallen zu lassen!“

„Schande? Warum das?“ entgegnete Peter. „Etwa Schande für kleinen Vogel, wenn Falke ihn verschlingen? Nur Unglück das! Und Unglück vielleicht nicht so schlimm! Ich nehmen Dienste auf Piratenschiff und alles gehen gut!“

„Was? Bist du närrisch, Peter? Du, du wolltest ein Gehilfe des elenden Seeräubers werden?“

„Und warum nicht? Wenn Peter gefangen, in Ketten, was er können helfen dann? Aber, wenn er frei, dann sehen und hören und vielleicht handeln. Müssen abwarten! Ah, er brummen schon! Jetzt Segel reffen und beilegen sogleich!“

In der That rollte der dumpfe Donner einer Kanone über das Wasser, und, ohne einen weitem Befehl Willys abzuwarten, forderte Peter seine Kameraden auf, die Segel einzuziehen und die Annäherung des Verfolgers ruhig geschehen zu lassen. Sie gehorchten, da sie wohl einsahen, daß an Entrinnen nicht mehr zu denken sei, und wie ein Vogel, mit weit ausgebreiteten mächtigen Schwingen, näherte sich nun schnell das verfolgende Schiff.

„Jetzt, Massa Willy, folgen altem Peter, gehen in Kajütte und lassen sich einschließen,“ sagte der Schwarze. „Wenn Obadiah kommen, er müssen glauben an Meuterei! Dann nicht Verdacht, und nehmen Peter und alle in Dienst. Dann warten auf Gelegenheit, und Gelegenheit werden kommen gewiß. Denn Peter da! Massa verstehen Peter?“

„Gewiß versteh' ich dich, treue Seele,“ antwortete Willy, „und ich glaube, daß in der That dein Plan nicht übel ist. Aber die andern, werden sie deinem Beispiele folgen?“

„Folgen alle! Peter schon sprechen mit ihnen! Aber fort jetzt! Da Hund von Piraten kommen schon!“

Wirklich war der Seeräuber nun schon so nahe, daß er seine Beute anrufen und alles aufs Deutlichste sehen konnte, was an Bord desselben geschah. Peter warf sich plötzlich auf Willy, umklammerte ihn mit beiden Armen und schleppte ihn so mit sich fort unter Deck.

„Was fällt dir denn ein, Peter?“ fragte Willy. „Ich kann ja allein gehen!“

„Besser so,“ erwiderte der Schwarze. „Pirat sehen und nun denken, wir Feinde und Meuterer gegen Offizier. Jetzt bleiben still! Peter gehen auf Deck und erwarten Obadiah! Werden wohl fertig mit ihm, ha!“

Als Peter heraufrkam, scholl ihm ein lautes Gebrüll entgegen, und die beiden Schiffe lagen Bord an Bord dicht nebeneinander. Das Verdeck des Piraten wimmelte von bewaffneten Männern, an deren Spitze ein roh aussehender wilder Kerl mit blankem Säbel stand. Mit einem Hurra sprang er an Bord des Sklavenschiffes, und vierzig bis fünfzig Mann folgten ihm auf dem Fuße. Da sie keinen Widerstand fanden, hatten sie in wenigen Augenblicken das Schiff besetzt und die geringe Mannschaft überwältigt. Peter sowohl wie die andern ließen sich willig Fesseln anlegen und zeigten überhaupt die größte Kaltblütigkeit, als

ob ihnen ihre Gefangennahme die gleichgültigste Sache von der Welt wäre.

„Bringt die Schurken her!“ rief der Piratenanführer, welcher nicht ohne einigcs Staunen die Ruhe der Leute beobachtet hatte.

Sie wurden vor ihn geführt und Obadiah — er war es wirklich — musterte sie mit drohendem und finstern Blicke.

„Was für ein Schiff ist dies?“ fragte er.

„Sklavenschiff!“ antwortete Peter für seine Kameraden das Wort nehmend. „Die Schwalben nehmen es und Mr. Harper es sollen führen nach Port-Royal.“

„Ah! Wo ist Mr. Harper?“

„In Kajütte eingesperrt.“

„Eingesperrt? Warum?“

„Weil er wollen fliehen, wir aber nicht! Wir abwarten wollen Massa Obadiah.“

„Ihr? Aber das ist seltsam,“ antwortete der Pirat mißtrauisch. „Weißt du nicht Bursche, daß ich alle Gefangenen aufhängen lasse?“

„Ja, wissen das!“

„Und dennoch hinderst du deinen Befehlshaber an der Flucht? Du mußt große Sehnsucht nach dem Stricke haben, schwarzer Kerl!“

„Nicht das!“ erwiderte Peter. „Nur wollen dienen unter tapferm Kapitän Obadiah. Machen gute Beute, wissen wir; wollen auch wir Beute machen und teilen.“

„Ah! Ihr wollt Dienste bei mir nehmen? Du und die andern da! alle?“

„Alle! Wollen lieber andre totmachen, als baumeln in Luft.“

„Du bist wirklich der vernünftigste Bursche, der mir seit langer Zeit vorgekommen ist,“ sagte Obadiah lachend. „Gut, ich nehme deine Dienste an! Du gefällst mir, und

ich hoffe, dein Entschluß wird dich nicht gereuen. Nehmt ihm und den übrigen die Fesseln ab! So! und wen haben wir nun noch?"

„Gefangene Mannschaft von Sklavenschiff und schwarze Neger,“ antwortete Peter. „Alle unten in Kaum! Tüchtige Bursche! Werden auch lieber Piraten sein, als baumeln in Luft.“

„Bringt sie herauf!“ befahl Obadiah.

Die Weisung wurde rasch befolgt. Noch zwanzig Mann waren von der frühern Besatzung des Sklavenschiffes übrig, welche mit Freuden und ohne Zögern einwilligten, Peters Beispiele zu folgen und unter Obadiahs Kommando zu treten. Sie wurden mit den übrigen an Bord des Piratenschoners gebracht, und hierin folgte ihnen auch Obadiah, nachdem er das erbeutete Sklavenschiff neu bemannt und Willy aus der Kajütte, wo man ihn eingeschlossen fand, befreit hatte — aber nur, um ihn nach kurzem Verhöre von neuem, und zwar in den untern Raum seines eignen Fahrzeuges einzusperrern. Hierauf wurden die Segel wieder dem Winde preisgegeben, und die beiden Schiffe flogen friedlich nebeneinander über den Wasserspiegel hin.

Es war ein trauriger Ort, wohin man Willy geworfen hatte, nachdem er die bestimmteste Erklärung abgegeben, daß er nun und nimmer in Dienste des Piraten treten werde. Ein wahrer Backofen war es, von kaum sechs Fuß Länge und Breite; eng, stockfinster und mit einer schweren drückenden Luft angefüllt, welche den Atem fast bis zum Ersticken beengte. Auf einem Koffer sitzend, den er, in der Dunkelheit umhertappend, gefunden hatte, überdachte Willy seine Lage, und kam sehr bald zu dem Schlusse, daß sie wahrlich nicht beneidenswert genannt werden konnte. Seiner Freiheit beraubt, befand er sich in der Gewalt eines rohen, nur seinen Leidenschaften fröh-

nenden Piraten, der wegen vielfach begangener schändlicher Grausamkeit übel berüchtigt und jeder schlechten That anerkanntermaßen fähig war. So festes Vertrauen Willy auch auf die Treue und Anhänglichkeit Peters setzte, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß der ehrliche Schwarze selbst beim besten Willen im Grunde doch nicht viel zu seinem Schutze beizutragen im Stande sein würde; denn was konnte ein Mann allein gegen eine so zahlreiche Rotte von Bösewichtern, wie sie unter Obadiahs Befehlen stand, ausrichten? So viel wie nichts, wenn es wirklich dem Piratenkapitän einfiel, seinen Gefangenen irgend einer grausamen Laune aufzuopfern.

Willy war kein Feigling, sondern ein mutiger und tapferer Jüngling, aber doch pochte sein Herz ängstlicher wie sonst, als er das Gefährliche seiner Lage schärfer ins Auge faßte. Zwar sah er einen Ausweg zur Rettung; er brauchte nur mit in die Reihen der Piraten einzutreten; aber, was Peter erlaubt war, das durfte er als Offizier nicht thun, selbst nicht einmal zum Schein, ohne einen Flecken auf seine Ehre zu werfen. So blieb ihm also keine Hoffnung übrig, als die Hoffnung auf irgend einen günstigen Zufall, der ihm zur Flucht verhelfen konnte, und den Peter ohne Zweifel benutzen würde, um seinen geliebten jungen Herrn aus der gefährlichen Gefangenschaft der Seeräuber zu befreien.

Während Willy seinen Unstern beklagte und sich an die einzige und letzte schwache ihm gebliebene Hoffnung anklammerte, wurde seine gegenwärtige Lage immer unbequemer und unbehaglicher. Ratten kamen, um die Schärfe ihrer Zähne an seinen Stiefeln zu erproben, und lästige Käfer, dem Seemann unter der Benennung Cucarachen wohl bekannt, stießen in ihrem summenden, schwerfälligen Fluge mit ihren harten Flügeldecken häufig gegen seine Stirn. Um diesen unangenehmen Genossen seines

Kerkers auszuweichen und dem Ersticken zu entgehen, das ihn bedrohte, stieg Willy auf der schmalen nach oben führenden Treppe seines Kerkers in die Höhe und sog mit tiefen Atemzügen die wenige frischere Luft ein, welche durch die Ritzen der Bretter in seinen traurigen Kerker strömte.

Langsam verstrich ihm so die Zeit, während der Schoner auf den Flügeln des Windes rasch die Wellen durchschnitt und ihn mit jeder Stunde weiter von der Insel Jamaica entführte, die er als seine Heimat schon lieben gelernt hatte. Oft verweilten seine Gedanken bei der Pflanzung am Ufer des schwarzen Flusses, und noch öfter an der Erinnerung an seinen Vater, auf dessen Wiederfinden er natürlich nicht rechnen zu können glaubte, solange er sich in der Gewalt der Seeräuber befand. Schmerzlischer als je beklagte er sein Unglück, das ihm so wenig Hoffnung übrigließ, und seine Seele murrte gegen Gott und sein Schicksal, welches ihm von allen das beklagenswerteste in der Welt schien.

Der Kurzsichtige! Er wußte und ahnte nicht, daß er gerade durch seine so heftig erwünschte Gefangenschaft dem heiß ersehnten Ziele der Wiedervereinigung mit seinem Vater näherkommen sollte! Er wußte und ahnte nicht, daß Gott eben sein vermeintliches Unglück zum Mittel erkoren hatte, ihn der Erfüllung seiner schönsten Hoffnung entgegenzuführen. Willy haderte mit Gott, und doch war es ja gerade nur die ewige, väterliche Güte Gottes, welche ihn einer vorübergehenden Prüfung unterwarf, um ihn durch dieselbe endlich in den sichern Hafen bleibenden Glückes zu geleiten.

Die Nacht brach herein, der Schoner segelte rasch vorwärts, auf dem Verdecke wurde es still und stiller, und niemand bekümmerte sich mehr um Willy, welcher von jedermann vergessen zu sein schien. Er empfand Hunger und Durst, und klopfte heftig gegen die Decke

seines Kerkers, um die Leute oben an ihn zu erinnern. Aber niemand hörte. Sogar Peter gab kein Lebenszeichen von sich, da er wahrscheinlich von seinen neuen Kameraden bewacht und beobachtet wurde, und nach öfters wiederholtem vergeblichem Pochen blieb Willy zuletzt nichts übrig, als Vergessenheit seines Hungers und seiner Lage im Schlafe suchen. Er stieg die Treppe wieder hinab und stieß dabei mit dem Fuße an eine Büchse. Er hob sie auf, öffnete sie und fand zu seiner Freude ein Feuerzeug nebst Zunder.

Dies war in der That ein glücklicher Fund für ihn; er schlug auf der Stelle Feuer, und als der Schwefelsaden brannte, gewahrte er bei dem bläulichen Scheine desselben auf einem kleinen Tische in der Ecke neben der Treppe eine Flasche, in der eine Wachskerze steckte. Er zündete sie an und untersuchte nun seinen Aufenthaltsort genauer; bald entdeckte er eine Flasche Wein, gesalzenes Fleisch, etwas Zwieback, einen Krug mit Wasser und ein rot angestrichenes Fäßchen, dessen Inhalt er nur oberflächlich untersuchte. Zunächst stillte er seinen Hunger und Durst, löschte dann die Wachskerze aus und legte sich zum Schlafen zurecht. Die Nacht verschwand ihm rasch; und als er wieder erwachte, mußte es längst Tag sein, denn von oben her drang wieder das Geräusch des Lebens in sein Ohr. Willy zündete seine Wachskerze wieder an und setzte sich eben zum Frühstück nieder, als die Luke seines Kerkers aufgeschoben wurde und die breite Gestalt des Seeräubers die Stufen der Treppe herunterstieg. Sein Gesicht war finster und drohend. Willy ahnte nichts Gutes. Er griff nach dem Wachslichte und sprang an das erwähnte, rot angestrichene Fäßchen hin, das, wie er glaubte, mit Kanonenpulver angefüllt war.

„Zurück!“ rief er dem Piraten zu. „Wenn du es wagst, Hand an mich zu legen, so spreng’ ich dich mit- samt deinem Schiffe in die Luft!“

Obadiah, anstatt durch diese Drohung eingeschüchtert zu werden, stemmte seine Faust in die Hüfte und fing an, spöttisch zu lachen.

„Sehr gut, mein Junge, sehr gut!“ sagte er. „Nur schade, daß dein Mut dir wenig helfen wird, denn im Fasse ist nicht etwa Pulver, wie du anzunehmen beliebst, sondern nur schwarzer Pfeffer!“

Beschämt ließ Willy die schon erhobene Hand wieder sinken und stellte die Wachskerze wieder auf den Tisch.

„Nun, nun, schäme dich nicht zu sehr,“ fuhr der Pirat fort — „dein Mut gefällt mir, und ich will dir sogar gestatten, aus deinem Käfig herauszugehen. Folge mir nach oben.“

Diese Einladung lautete zu angenehm für Willys Ohr, als daß er ihr nicht eiligst Folge geleistet hätte. Nach einer Minute stand er auf dem Verdecke des Schoners und warf rasche, spärende Blicke umher. Sein Auge traf Peter, der mit schlauem, verstohlenem Blinzeln auf das Meer hinaus deutete. Willy folgte der Richtung des Blickes und sah in der Ferne zwei Segel, welche mit dem Piratenschoner gleichen Kurs zu halten schienen.

„Siehst du sie, Bursche?“ fragte Obadiah, indem er mit der Linken Willy auf die Schulter schlug und mit der Rechten nach den Segeln deutete. „Ich will mich hängen lassen, wenn es nicht englische Schiffe sind, die Jagd auf mich machen. Ja, ja, sie sind hinter uns her, und nun sage, kennst du sie?“

Willy schaute durch das Fernrohr, und sein Herz wallte vor Entzücken auf. Mit dem ersten Blicke hatte er nicht nur die Schwalbe, sondern auch das Schiff, auf dem er früher gebient hatte, die Möve, erkannt. Ein Strom neuer Hoffnungen zog in sein Herz ein. Wenn die beiden Briggs den Piraten bemerkt hatten, so verfolgten sie ihn gewiß mit allen Segeln, und es war kaum daran zu zweifeln, daß sie sich seiner bemächtigen würden.

„Ja, ja, Mr. Obadiah,“ sagte er, ohne den Ausdruck seiner Freude zu verbergen, „ich kenne die beiden Stoßvögel, die Jagd auf Euch machen, und kann Euch versichern, daß ihnen die Flügel nicht beschnitten sind. Ihr seht die Schwalbe und die Möve vor Euch, zwei wackere Schiffe, deren jedes allein Euch mehr als gewachsen ist!“

„Pah!“ erwiderte der Pirat mit angenommener Gleichgültigkeit, die aber doch seine Besorgnis nicht verbergen konnte, „sie geben sich vergebliche Mühe; noch hat sich kein englischer Segler mit meinem Schoner messen können!“

Ein Ruf des Piraten-Leutnants unterbrach den Seeräuber, der sich rasch nach ihm umwandte.

„Was gibt es, Paul?“ fragte er.

„Die eine Brigg hat durch den Wind gewendet,“ erwiderte er, „es ist jetzt kein Zweifel mehr, daß sie Jagd auf uns machen!“

„Ja, bei Gott!“ jagte Obadiah, indem er rasch das Fernrohr zum Auge führte — „und eine herrliche Brigg ist es, schönes Segelwerk, so wahr ich lebe! Und was für Beisegel, wahrhaftig größer, als unser Marssegel... und der Wind... wird immer stärker... Verdamm!“

Mit einer hastigen Bewegung, indem er das Fernrohr bei beiden Enden faßte, schob er dasselbe zusammen und warf es weit von sich.

„Die Bursche haben Siebenmeilenstiefel an,“ murmelte er vor sich hin, „wir müssen machen, daß wir davonkommen!“

Willly hatte dem Auftritte mit gespannter Aufmerksamkeit beigewohnt und mit Peter verstohlen mehr als einen freudigen Blick gewechselt. Was den Piraten Furcht einflößte, mußte ihn natürlich in seinen Hoffnungen bestärken, und in Gedanken schickte er die heißesten Wünsche für seine Freunde zum Himmel. Jetzt ließ sich ein Kanonen-

schuß hören, und alle sahen, daß die Schwalbe die englische Flagge aufhißte. Jetzt war kein Zweifel mehr; der Pirat sah sich entdeckt, und nichts blieb ihm mehr übrig als die schleunigste Flucht.

Obadiah mochte wohl fühlen, daß die letzte Hoffnung auf seinem Rute und seiner Entschlossenheit beruhe. Er erteilte daher die nötigen Befehle mit einer Kaltblütigkeit, die seinen Leuten neues Vertrauen einslößte, und rasch wurden alle Segel bis auf den letzten Faden den Winden preisgegeben. Flink schoß der Schooner über das Wasser hin, aber doch nicht schnell genug, um den Kanonentugeln zu entgehen, welche jetzt gegen ihn heransauften. Eine Kugel flog durch das Tauwerk, eine zweite schlug in den Kiel, und eine Minute später hatte die jetzt ganz nah gekommene Brigg gewendet, und gab dem Segelwerk des Schooners eine volle Lage aus ihrer feuer-sprühenden Breitseite.

„Sie haben gute Konstabler an Bord,“ sagte Obadiah kaltblütig; „sie schießen gut, aber zum Glück für uns sind sie noch fern!“

Willys Herz pochte immer höher und freudiger, denn seine Hoffnung, aus den Händen der Seeräuber befreit zu werden, stieg mit jedem Augenblicke. Die Schwalbe mit ihren leichten Fittichen kam näher und näher; schon konnte er mit unbewaffnetem Auge die Mannschaft mit ihren blauen und weißen Jacken unterscheiden, die in der Sonne funkelnden Musketen erkennen, und die Mündungen der Kanonen sehen, welche wie die Möve ihre furchtbaren Kugeln gegen den Piraten sandten.

Eine neue Lage folgte, und das Krachen, das Zerreißen des Takelwerks, die Kartätschen, welche über das Verdeck hin pfiffen, sowie das Geheul der verwundeten Matrosen schienen deutlich genug zu beweisen, daß an ein Entkommen des verfolgten Piraten nicht zu denken sei.

„Ihr seid verloren, Obadiah!“ rief Willy dem Seeräuber zu. „Ergebt Euch auf Gnade und Ungnade! Der Kampf ist zu ungleich, und Ihr müßt auf jeden Fall unterliegen!“

„Nein!“ erwiderte der Pirat mit verbissener Wut. „Ich ergebe mich nicht! Eher sprengte ich das Schiff mit allem, was darauf ist, in die Luft! Nur noch eine kurze Frist, und ich entgehe ihnen trotz allen Henkern!“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als eine neue Kanonenkugel den oberen Teil des großen Segels zerriß und den Mast streifte; ein zweiter Schuß schickte einen Hagel von Kartätschen in das Takelwerk.

„Obadiah, ergebt Euch!“ rief Willy zum zweitenmale. „Wenn Ihr Euch weigert, so seid Ihr ein Schurke, der uns alle einer schändlichen Laune opfern will!“

Obadiah warf einen finstern Blick auf Willy und drohte ihm mit der Faust. „Noch sind wir nicht so weit, wie du denkst, Bursche,“ antwortete er. „Aber hüte deine Zunge! Noch ein Wort dieser Art, und du stirbst, mögen wir nun genommen werden oder nicht! Herunter vom Deck mit dir! Herunter!“

Da dieser Befehl von einer drohenden Bewegung nach dem Griff der Pistolen, die der Pirat im Gürtel führte, begleitet wurde, so hielt es Willy für angemessen, ihm Folge zu leisten. Obnehin wäre es Thorheit von ihm gewesen, sich noch länger auf dem Verdeck dem Kartätschenhagel preiszugeben, der ihn so gut wie die Piraten treffen konnte, und er begab sich also in das Zwischendeck, wo er vor den Schüssen seiner Freunde gesichert war. Aber seine Aufregung stieg bald bis zu einem Grade, dem er nicht länger zu widerstehen vermochte. Im Zwischendeck sah und hörte er nichts — er mußte wissen, wie es oben stand, ob seine Freunde die schon gewonnenen Vorteile behaupteten, und ob der Pirat noch immer ent-

schlossen sei, ihnen die Spitze zu bieten. Er stürzte hinauf. Obadiah stand noch am Steuer und lenkte den Schoner mit einer Entschlossenheit und Festigkeit, die deutlich genug zeigte, wie genau er das Gefährliche seiner Lage erkannte. Ein Hagel von Kanonen- und Flintenkugeln umpfiff ihn, ohne daß eine einzige ihn traf. Seine Leute standen ratlos um ihn her und beobachteten ihn mit scheuer Furcht. Willy trat auf sie zu, um einen Versuch zu machen, sie zu bewegen, klüger als ihr Anführer zu handeln, der, um seinen Schoner zu retten, gleichgültig gegen ihr Schicksal ihr Blut vergießen ließ.

„Leute,“ redete Willy die Matrosen an, „seht ihr denn nicht, daß das Benehmen eures Kapitäns unsinnig und unheilbringend ist? Er wird euch alle verderben, nur um sein elendes und schmachvolles Leben zu retten.“

Willy sprach laut genug, um von Obadiah gehört zu werden. „Ah!“ rief der Pirat, „du willst meine Leute verführen, du Schurke! Meine Pistolen werden dich stumm machen!“

Und mit einer raschen Bewegung zog er eine Pistole aus dem Gürtel, zielte nur einen Augenblick und drückte ab. Der Schuß krachte und Willy stürzte zu Boden. Glücklicherweise aber nicht getroffen, sondern von Peter, dem wachsamsten, treuen Keger, in dem Augenblicke zu Boden geworfen, als Obadiah seine Kugel abfeuerte.

„Ruhig!“ flüsterte er Willy zu. „Noch der Augenblick nicht gekommen sein! Steigen hinab, Massa! Steigen hinunter! Wenn alles vorbei, Peter kommen schon zu melden!“

Willy sah wohl ein, daß er, von seiner Leidenschaft und Aufregung fortgerissen, unbesonnen gehandelt hatte, und sich beherrschend, ging er wieder in das Zwischendeck hinab. Obadiah folgte ihm nicht, denn die Gefahr für ihn war so dringend, daß er sich nicht einen Augenblick

vom Steuer entfernen durfte. Aber kaum befand sich Willy wieder unten, als plötzlich die Kanonen des Schoners, welche bis dahin das Feuer der beiden verfolgenden Briggs nicht erwidert hatten, mit furchtbarem Krachen einen Hagel von Kugeln gegen die Schwalbe ausspieen. Gleich darauf wendete das Schiff, und eine zweite Lage donnerte gegen die Möve hin, worauf plötzlich eine Totenstille eintrat, die erst einige Minuten nachher durch das laute Jauchzen der Seeräuber unterbrochen wurde.

Willy stürzte nach oben.

Ein Blick zeigte ihm die gänzlich veränderte Lage der Dinge. Die Segel der Schwalbe, wie der Möve flatterten zerrissen im Winde, und der Piraten-Schoner durchschnitt so schnellen Laufes die Fluten, daß die schäumenden Wogen ihn wie mit einer Wolke von Nebel umhüllten, gleichsam als wollten sie ihn den Blicken seiner Verfolger entziehen. Obadiah hatte seine Maßregeln gut genommen. Mit den beiden Lagen seiner Kanonen war es ihm gelungen, die beiden Briggs des größten Theiles ihrer Segel zu berauben und sie zu weiterer Verfolgung wenigstens für einige Zeit untauglich zu machen. Die Möve und die Schwalbe mußten zurückbleiben und ihre schon sicher geglaubte Beute entrinnen lassen. Der Schoner wogte frei und fessellos auf dem Ozean, und Obadiah, als ob nichts geschehen wäre, schob seine Pfeife in den Mund, zündete sie an, blies dampfend die blauen Rauchwolken in die Luft und streckte sich gleichmütig neben eine Kanone aus, als ob er sich so von den Anstrengungen der vergangenen schweren Stunden erholen wolle. Seine Leute jubelten, und Willy, aller seiner Hoffnungen beraubt, warf sich auf einen Sessel im Zwischendeck, verbarg sein Gesicht in den Händen und vergoß brennende Thränen, die der bittere Schmerz getäuschter Erwartung ihm auspreßte.

Gegen abend hatte man die beiden verfolgenden Briggs gänzlich aus dem Gesicht verloren. Der Schoner segelte mit frischem Winde dahin und näherte sich rasch einer Inselgruppe, welche, nordwestlich von Ruba gelegen, den Namen Los Colorados führte. Willy schloß daraus, daß man einem der zahlreichen Schlupfwinkel der Piraten zusteuere, welche ihnen immer einen sichern Zufluchtsort bieten, wenn sie bei ihrem schändlichen Gewerbe in Gefahr sind, von dem vergeltenden Arme der Gerechtigkeit ereilt zu werden. Seine Vermutung wurde sehr bald durch die Thatfache bestätigt. Als eine felsige Küste in der Ferne aufstauchte und immer höher über das Meer emporstieg, wurde Willy befohlen, auch das Zwischendeck zu räumen und in den untersten Raum hinabzusteigen. Widerstand konnte zu nichts führen, als höchstens zu neuen und vielleicht tödlichen Gewaltthaten; also gehorchte Willy und kehrte in den engen, dunkeln Kerker zurück, welcher ihm schon einmal zum Aufenthaltsorte gedient hatte. Hier setzte er sich auf die Treppenstufen und horchte. Sein geübtes Ohr konnte manches unterscheiden, was vorging. Der Schoner wurde von einem leichtern Schiffe ins Schlepptau genommen und näherte sich dem Ufer. Das Fahrwasser mußte seichte Stellen haben, denn von Zeit zu Zeit spürte Willy, daß der Kiel des Schoners leicht auf dem Kies und Sand des Grundes aufstreifte. Endlich wurde angehalten; man warf die Anker aus, und Willy konnte die Bewegung des Schiffsvolkes unterscheiden, welches sich anschickte, ans Land zu gehen. Bald darauf wurde sein Kerker geöffnet, und Willy, auf das Verdeck zurückkehrend, sah, daß er sich in seinen Schlüssen und Vermutungen nicht getäuscht hatte. Das Meer war verschwunden, und der Schoner lag am Ende eines schmalen Kanals, der das einzige Fahrwasser nach der offenen See hinaus bildete. Der Kanal lag mitten

in einer sumpfigen, mit Schilf bedeckten und hie und da von Lachen mit schwarzem schlammigen Wasser durchschnittenen Ebene; nach vorn hin erhoben sich in der Ferne hohe, kahle Felsen, und zur Rechten und Linken waldbedeckte Hügel, deren Umrisse man aber bei dem dunstigen Horizonte kaum zu erkennen vermochte.

Ein Mann diente Willy als Führer durch diese sumpfige und bodenlose Gegend, und nach Verlauf von einigen Minuten gelangten sie zu einem langen, schmalen Hause, das eher dem umgestülpten Rumpfe eines Schiffes, als einem Wohngebäude glich. Hier wurde der Gefangene in ein Zimmer geführt; die Thür schlug hinter ihm zu, Schlösser und Riegel rasselten, und Willy befand sich wieder allein mit seinen Gedanken, seinen Befürchtungen und verlorenen Hoffnungen. Er warf sich auf ein Ruhebett und gab sich Betrachtungen hin, die sein Herz traurig und sein Gemüt düster stimmten. In der Gewalt der Piraten, getrennt von seinen Freunden, selbst von dem treuesten, dem ehrlichen Peter, geschieden, mit Argusaugen bewacht, und ohne irgend welche Hilfsmittel, auf eigne Hand an seiner Befreiung zu arbeiten — was konnte er noch hoffen? Er hatte kaum eine andre Aussicht vor sich, als die auf einen raschen und gewaltsamen Tod, dem er kaum entgehen konnte, wenn er sich nach wie vor beharrlich weigerte, Dienste unter den Seeräubern zu nehmen. Und lieber als dies wollte er doch sein Leben opfern!

Der Abend verstrich unter solchen trüben Betrachtungen, und als Willy endlich sein Lager suchte, geschah es mit so gebeugtem und hoffnungslosem Herzen, daß es wirklich ein Glück für ihn genannt werden konnte, als er in einem festen Schlummer, der seine Augen zudrückte, alle seine Sorgen und Befürchtungen für eine kurze Nacht vergaß.

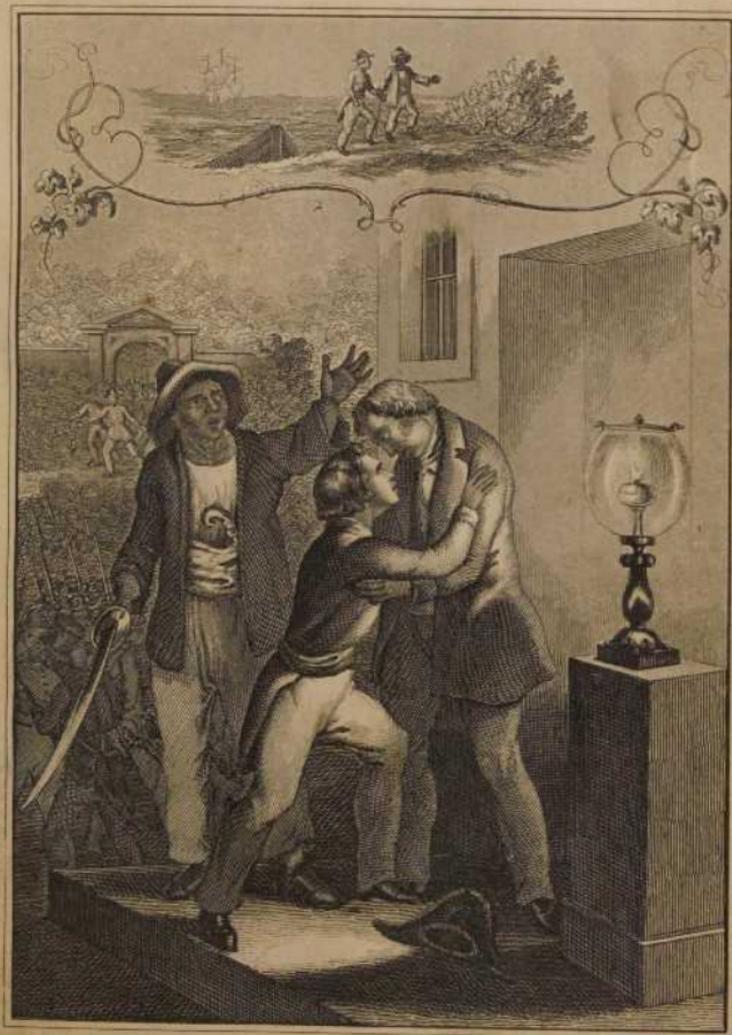
## Sechstes Kapitel.

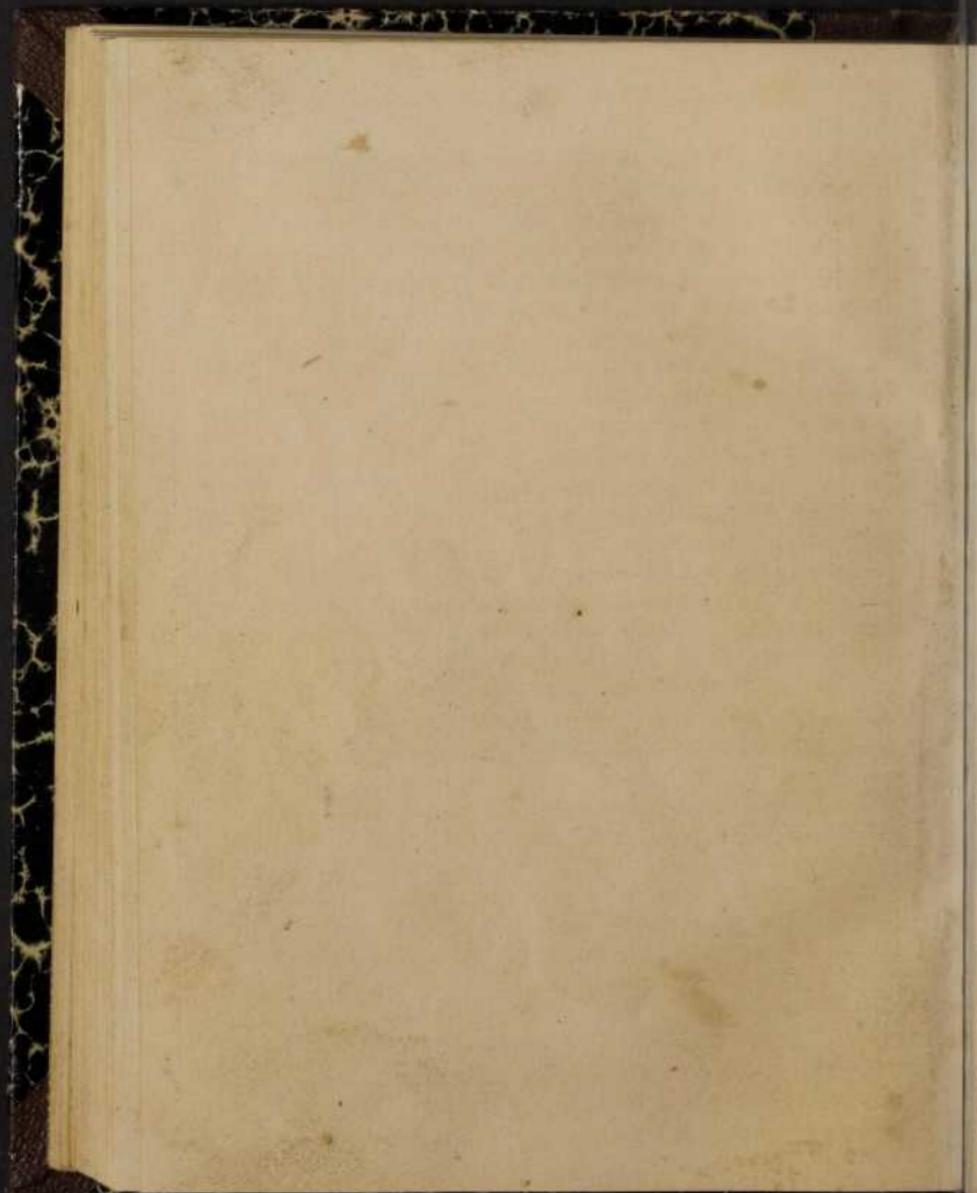
## Gott lenkt.

Über eine Woche verstrich unserm Willy in seiner traurigen Gefangenschaft, und während dieser ganzen Zeit hatte er weder Peter, noch irgend einen andern von seinen Freunden zu sehen bekommen. Die einsame Haft, welche nur einmal des Tages unterbrochen wurde, wenn man ihm des Mittags sein Essen brachte, beugte Willy immer tiefer und machte ihn immer geneigter, sich seine Zukunft mit den schwärzesten Farben auszumalen. Zuweilen in seiner tiefen Melancholie bildete er sich sogar auf Augenblicke ein, daß selbst Peter, der treue Schwarze, ihn verlassen und aufgegeben habe, eine Befürchtung, die ihn trüber als alles übrige stimmte, die er aber glücklicherweise immer wieder, so oft sie sich ihm aufdrängte, mit Abscheu verwarf, indem er sich selbst mit Vorwürfen überhäufte, daß er an der Treue seines geprüften Freundes auch nur einen Augenblick hatte zweifeln können.

Im übrigen wurde Willy gar nicht schlecht behandelt. Man brachte ihm pünktlich sein Essen und Trinken, für alle seine Bedürfnisse war viel besser gesorgt, als er hätte erwarten können, und nur der Umstand verursachte ihm peinliche Empfindungen, daß sich niemand, auch nicht einmal Obadiah, um ihn bekümmerte.

Was wollten die Seeräuber mit ihm beginnen? Ihn töten? Das konnte wohl ihre Absicht nicht sein, denn sie hätten es ja schon längst thun können! — Ihn zeitweilig gefangen halten? Wohl auch nicht, denn welchen Vorteil konnten sie sich durch seine Einkerkung verschaffen? — Aber was denn sonst? Vielleicht sollte er durch die quälende Langeweile der einsamen Haft mürbe gemacht und so end-





lich gezwungen werden, doch noch Dienste unter den Seeräubern zu nehmen und sich ihrem zucht- und gefesselten Treiben freiwillig anzuschließen.

„Aber ehe ich das thue, lieber sterben,“ murmelte Willy entschlossen vor sich hin, indem sein Auge in neuem Feuer aufleuchtete, und er mit großen Schritten wie ein gefangener Tiger, in seinem Gefängnisse auf und ab ging.

Als wieder eine Woche verstrich, ohne ihm irgend einen Trost oder eine Abwechslung zu bringen, erreichte seine tiefe Niedergeschlagenheit und Entmutigung den höchsten Grad. Schon war er gesonnen, selbst das Äußerste zu thun und einen Fluchtversuch auf eigene Hand zu wagen — ein Versuch, der wahrscheinlich die schlimmsten Folgen nach sich gezogen hätte — als plötzlich und ganz unerwartet ein Hoffnungsstrahl in sein verdüstertes Gemüth fiel. Durch die eisernen Gitterstäbe vor dem engen Fenster seines Kerkers flog ein kleiner aber schwerer Gegenstand herein, welcher mit einem Blatt Papier umwickelt war. Hurtig raffte Willy ihn auf und entfaltete das Papier mit zitternden Händen. Eine Feile viel heraus, und das Blatt selbst enthielt nur die wenigen Worte: „Halte dich diese Nacht bereit und durchseile von innen den Riegel des Schlosses; die andern Riegel können von außen geöffnet werden. Dein Freund Peter.“

Willy hätte vor Freude beinahe laut aufgejauchzt. Endlich, endlich nun doch ein Lebenszeichen, endlich ein greifbarer Beweis, daß noch ein treues Herz übrig war, das seiner gedachte und gewiß immer gedacht hatte!

Aber plötzlich stutzte Willy, und neue Zweifel drängten sich seinem Geiste auf. Die trostreichen Worte waren „Peter“ unterschrieben, und Willy erinnerte sich nur zu deutlich, daß Peter weder lesen noch schreiben konnte. War der Brief mit der Feile am Ende gar eine Falle, oder eine Bosheit von Obadiah, der Vergnügen daran fand,

seinen Gefangenen durch neue Marter zu quälen? — Aber nein! Welchen Nutzen hätte ein solches Verfahren für den Piraten haben können? Und die Feile? Wozu sie, wenn nicht zu dem im Briefe angegebenen Zwecke? Und endlich, wenn auch Peter nicht schreiben konnte, so befand sich unter den übrigen elf Matrosen von der Schwalbe gewiß einer oder der andre, der die Feder führen konnte, und Peter hatte diesem ohne Zweifel die Worte diktirt.

Mit dieser Erklärung beruhigte sich Willy und erwartete mit Ungeduld die kommende Nacht. Die Sonne sank zum Horizonte nieder, die kurze Dämmerung wurde endlich von der völligen Finsternis verschlungen, und nun griff Willy zur Feile, um ohne Zögern den ihm gegebenen Auftrag auszuführen. Der Riegel, den er beseitigen mußte, war dick und stark, aber die Feile schnitt auch ein wie die feinste Uhrsäge. Nach einer halben Stunde war der Riegel durchseilt und somit das einzige Hindernis entfernt, welches von dieser Seite dem Eindringen Peters entgegenstand. Da Willy weiter nichts zu thun hatte, so warf er sich auf sein Lager und lauschte mit gespanntem Ohr und klopfendem Herzen auf das Nahen des schwarzen Freundes.

Aber Minute an Minute verstrich, ohne die brennendste Erwartung des Gefangenen zu befriedigen. Von außen her schallte zuweilen lauter, brüllender Jubel in seinen engen Kerker, der Willy vermuten ließ, daß die Piraten wohl irgend eine Festlichkeit begingen; — aber auf die nahenden Schritte seines Befreiers hoffte er vergebens. Es konnte nicht mehr weit von Mitternacht sein — das laute Getöse draußen verstummte allmählich — nur hie und da gellte noch ein wilder, kreischender Schrei durch die stille Nacht und verhallte in zitternden Schwingungen — alles wurde ruhig — da endlich traf ein Ton Willy's Ohr, der mit einemmal sein Herzblut stocken

machte und ihn mit einem Schauer freudiger Überraschung durchbebt. Er sprang von seinem Lager auf und horchte mit gespannter Erwartung. Ja, er hatte sich nicht getäuscht; der Sand knirschte draußen unter den Schritten vorsichtig nahender Männer, und einige Augenblicke später raschelte eine tastende Hand, außen an den Riegeln der Thür. Leise wurden sie zurückgeschoben — die Thür ging auf, und mit einem unterdrückten Jubelgeschrei sank Willy in die Arme seines treuen Peter, dem ein zweiter Mann auf dem Fuße folgte.

„Still!“ flüsterte Peter mit gedämpfter Stimme. „Still, daß niemand hören! Zwar schlafen alle und viele ganz betrunken — aber doch müssen vorsichtig sein und leise sprechen.“

„Peter, guter Peter,“ entgegnete Willy ebenso leise, „wie glücklich bin ich, endlich deine treue Hand wieder einmal drücken zu können! Aber geschwind, laß uns fliehen! Keinen Augenblick mag ich länger in diesem Kerker bleiben, in dem mich die Ungeduld beinahe getötet hat! Laß uns fliehen Peter! Laß uns fliehen!“

„Nicht so schnell, Massa! Wir haben Zeit genug!“ erwiderte der Schwarze. „Erst gute Nachricht sagen! Ah, sehr, sehr gut, daß Seeräuber uns fangen und hierher bringen.“

„Das wäre gut? Peter, bist du närrisch geworden? Du willst wohl gar bei den Piraten bleiben?“

„Ja, Peter bleiben bei ihnen,“ antwortete der Neger mit leisem Lachen. „Sehr gut hier, Massa!“

Willy erstaunt, betroffen und erzürnt über diese Worte, wollte sich unwillig von Peter losreißen, der ihn aber mit starker Hand festhielt.

„Nicht böse, Massa!“ sagte er. „Erst hören alles, dann Urtheil sprechen. Peter dabei bleiben: Sehr gut, daß Seeräuber fangen uns, sehr, sehr gut. Können lieben Gott danken dafür!“

„Aber warum, Peter, warum?“

„Weil Massa sonst nicht Vater finden!“ erwiderte Peter.

„Meinen Vater?“ rief Willy. „Unmöglich!“

„Wohl möglich, sehr möglich, sogar gewiß,“ antwortete Peter. „Und nicht nur finden, auch retten Vater, und hüten ihn vor großes Unglück!“

„Mein Gott, aber wie geht das zu? Erkläre mir das, Peter!“ rief Willy außer sich.

„Ja, ja doch, Massa! Hören nur!“ sprach der Schwarze. „Also wir gefangen! Kommen hierher und finden hier Peter alten Kamerad von viele Jahre her, heißen Jupiter, und sein Schwarzer wie ich. Sehr gut das! Sprechen ich mit Jupiter und hören, er wissen, wo Massa Harper leben! Er ihn sehen vor sechs, sieben Monaten; — er leben und gesund, alles gut!“

„Ist es möglich!“ rief Willy in überströmendem Entzücken. „Und wo lebt er? Wo find' ich meinen teuren Vater?“

„Hören das auch! Massa Harper gehen erst nach Barbadoes, dann nach Kuba und kaufen dort schöne Pflanzung bei Matanzas! Jupiter wissen alles, weil er auf Kuba sehen Pflanzung, Massa Harper und alles. Jupiter dort bei bösen Herrn, laufen davon, fallen Piraten in die Hände und werden Seeräuber auch. Er mir erzählen, und ich glauben ihm, weil ich ihn kennen als alten Kamerad!“

„Großer Gott, wie dank ich dir auß der Fülle meines Herzens,“ stammelte Willy unter Freudenthränen. „Dadurch also hast du mich hierher geleitet, damit ich endlich meinen Vater wiederfinden und in seine Arme eilen soll. Und ich Thor, ich Clender, ich Undankbarer, ich wagte es, gegen deine Fügungen zu murren! Aber nun fort, Peter! Fort! Wir dürfen nicht länger säumen! Warum zögerst du noch?“

„Nicht eilen so sehr! Hören erst weiter, Massa!“ beschwichtigte Peter. „Also was geschehen? Ich warten immer, zu sehen, zu sprechen Massa Willy, gehen aber nicht, lassen nicht thun sich, weil immer bewacht und müssen arbeiten bei Schoner, wieder instandzubringen Seeräuberschiff. Jetzt fertig gestern, und Obadiah sprechen, zu stehen in See morgen und machen Raubzug — raten jetzt, wohin, Massa Willy?“

„Um Gotteswillen, doch nicht etwa gar, um meinen Vater zu überfallen, zu plündern, zu morden vielleicht?“

„Raten sehr gut!“ sagte Peter. „Obadiah wollen thun gerade das. Pflanzung ganz einsam im Thal, dicht am Meer, drei ganze Stunden von Matanzas entfernt. Wollen hinsegeln, bei Nacht überfallen, rauben, morden, plündern und dann wieder fort. Peter erfahren alles von Jupiter! Wissen jetzt, warum Peter bleiben bei Seeräuber?“

„Ja, ja, ich errate, treuer, redlicher Mensch!“ entgegnete Willy mit einem warmen Händedrucke. „Du willst bei dem Raubzuge gegenwärtig sein, um, wo möglich, meinen Vater zu warnen, zu benachrichtigen, zu beschützen! Ja, ich verstehe dich!“

„Verstehen sehr gut, raten sehr gut, Massa Willy!“ sagte Peter mit stillem Lachen. „Ja, darum ich bleiben Seeräuber, und bleiben auch die andern Seeräuber, bis auf Tom hier, der fliehen mit.“

„Tom? Ah gut!“ sagte Willy und reichte dem Manne, einem von den Matrosen der Schwalbe, die Hand. „Wir werden also fliehen, wir werden so schnell als möglich Kuba zu erreichen suchen und dann nach San Carlos de Matanzas eilen. Ich kenne die Stadt. Sie hat ein Fort, sie hat Soldaten, sie hat einen Hafen, in welchem vielleicht Kriegsschiffe liegen. Wir werden Lärm machen und alles in Bewegung setzen, um den Seeräuber zu hindern, seine

schlimme Absicht auszuführen. Eilen wir, Tom! Peter, laß uns fort!"

„Ja, ja, können jetzt gehen, Massa!“ erwiderte Peter. „Aber merken noch eins. Nicht dürfen hindern Obadiah, zu gehen an Ufer! Wie ihn fangen sonst? Regen hinterhalt, und wenn kommen Pirat, dann Hurra auf ihn und nehmen ihn gefangen mit ganze Bande!“

„Richtig — ich verstehe dich,“ sagte Willy. „Aber wie, wenn ich zu spät käme?“

„Dann Peter da und zehn Matrosen von Schwalbe, zu retten Vater! Auch Jupiter da! Und finden vielleicht noch mehr, zu beistehen Peter! Darum ich bleiben Pirat! Jetzt fort! Merken das: Pflanzung von Massa Harper drei Stunden westlich von San Carlos de Matanzas auf Ruba! Und nun wissen Bescheid, kommen denn!“

Leise und eiligst verließen alle drei das Haus und schritten durch die Finsternis dem Kanal zu, auf dessen leichtem Wasser der Piratenschoner unbeweglich und finster ruhte. Sie gingen an ihm vorüber, drangen durch den Sumpf und erreichten dichtes Schilf, aus welchem Peter mit Toms Beistande, ein leichtes Boot hervorzog, das er schon vor einigen Tagen vorsorglich an dieser Stelle versteckt und mit allem Nötigen versehen hatte.

„Steigen ein!“ flüsterte er. „Ruder, kleines Segel, Wasser, Wein, Fleisch, alles darin für Überfahrt nach Ruba. Wenn gutes Wetter, ihr bald dort. Eilen euch, so viel gehen! Je eher da, desto besser!“

Es bedurfte einer solchen Aufforderung und Ermahnung bei Willy nicht. Er umarmte Peter, dankte ihm mit wenigen aber tief empfundenen Worten für seine Treue und sprang dann rasch in das Boot.

„Fahren glücklich!“ rief Peter leise hinter ihm her; — und als der Rachen hurtig vom Ufer abstieß und den Kanal hinunterglitt, verschwand er im Rohre und suchte

sein Lager wieder auf, wo er, dank der Festlichkeit der vergangenen Nacht, die alle in tiefen Schlaf versenkt hatte, von niemand vermißt worden war.

Mittlerweile gebrauchten Willy und sein Begleiter fleißig die Ruder, welche, um jedes Geräusch zu vermeiden, sorgfältig umwickelt worden waren, und näherten sich schnell dem Punkte, wo der Kanal in das offene Meer ausmündete. Ein dumpfes Brausen verkündete endlich die ferne Brandung, und wenige Minuten nachher konnte man auch trotz der Finsternis die weite Fläche des matt im Sternenlichte schimmernden Meeres erkennen.

„Jetzt aufgemerkt und vorsichtig gerudert, Mr. Harper,“ flüsterte Tom. „An der Mündung des Kanals pflegt stets eine Wache zu stehen, und es wäre doch möglich, daß sie auch wirklich wachsam wäre. Zum Glück ist es so finster, daß man nicht auf zwanzig Schritte weit sehen kann, und überdies können wir uns im Schatten der Felsen und des Gebüsches halten.“

Willy gab keine Antwort, aber die äußerste Vorsicht, mit der er sein Ruder handhabte, ließ seinen Gefährten deutlich genug erkennen, daß er verstanden worden sei. Leise und fast unhörbar flog das Boot über das stille Wasser des Kanales hin — jetzt erreichte es die Mündung — noch einige Ruderschläge, und tief im Dunkel hinter ihm blieb der Kanal zurück.

„Gott sei Dank, die Gefahr ist vorüber!“ sagte Willy, tief aufatmend. „Jetzt rasch das Segel aufgehißt, damit wir den Landwind noch benutzen können!“

„Ich bin schon dabei, Mr. Harper,“ antwortete Tom, ein fleißiger, ordentlicher und williger Bursche, der alles Lob verdiente und eben deshalb von Peter zur Begleitung Willys auserkoren war.

Im Nu war das Segel dem Winde preisgegeben, und das leichte, gut gebaute Boot glitt mit einer Schnellig-

keit durch die Wellen, daß selbst Willys Ungeduld sich dabei zufrieden geben mußte.

Als die Sonne aus den Fluten emporstieg, lag der Piratenschlupfwinkel schon so weit hinter ihnen, daß die Flüchtlinge nicht die mindeste Besorgnis mehr wegen etwaiger Verfolgung zu hegen brauchten. Zwar lullte am Tage der bisher so günstig gewesene Wind mehr und mehr ein — aber Willy und Tom halsen mit den Rudern nach, bis gegen Abend die frische Brise von neuem aufsprang und von neuem das Segel schwellte, welches mit der größten Geschicklichkeit von Willy gehandhabt wurde.

Die Zeit schwand dahin, aber auch der Raum, der die beiden einsamen Seefahrer von der Küste der ersehnten Insel Kuba trennte. Raschen Fluges segelten sie bei Bahia Honda, bei Havana und Jaruka vorüber, ohne an einem dieser Orte anzuhalten, und schon tauchte am Morgen des folgenden Tages das auf hohem Felsen gelegene Fort von Matanzas aus der Ferne vor den Blicken der beiden Seefahrer auf und wurde mit freudigem Entzücken von ihnen begrüßt, als plötzlich Tom, einen Blick zurückwerfend, einen Ausruf des Schreckens und der Überraschung ausstieß und mit dem Finger auf einen noch entfernten Gegenstand deutete, der aber für die geübten Blicke unsrer Seefahrer auf der Stelle als der Piratenschoner unter vollen Segeln erkannt wurde.

„Obadiah!“ rief Tom aus. „Wenn er uns entdeckt, so sind wir verloren, denn er bohrt uns in den Grund und macht ein Ragout für die Fische aus uns. Entrinnen können wir ihm nicht, falls er uns verfolgen sollte, denn er segelt natürlich weit schneller als wir.“

„Und doch werden wir ihm entrinnein,“ sagte Willy nach kurzer Überlegung. „Herum mit dem Steuer und Segel, Tom! So! Und nun stracks dem Ufer zu, wohin er uns auf keinen Fall folgen wird! Wenn er uns auch

entdeckt, was übrigens bei der Kleinheit unfres Nachens sehr unwahrscheinlich ist, so kann er uns höchstens für Fischer halten, die von ihrem Geschäfte auf offener See nach der Küste zurückkehren."

"Sie haben recht, Mr. Harper," entgegnete Tom, welcher mit unruhigem Auge die Bewegungen des Schoners verfolgt hatte. "Er segelt an uns vorüber und sieht uns nicht. Ach, jetzt ist er schon über uns hinaus, und bald werden wir ihm ganz aus Sicht sein."

Das kleine Boot näherte sich in der That so rasch dem Ufer, und der Schoner flog so schnell über das Meer, daß von dieser Gefahr bald nichts mehr befürchtet zu werden brauchte. Schon nach einer Stunde schlug das Boot wieder die frühere Richtung ein und näherte sich schnell dem ersehnten Ziele, als Willy, zum Glück noch zeitig genug, die Anzeichen eines nahe bevorstehenden Sturmes bemerkte und auch Toms Aufmerksamkeit darauf hinlenkte.

"Was machen wir?" fragte er.

"Ans Ufer so schnell wie möglich," erwiderte Tom.

"Nur dort finden wir Schutz gegen das Unwetter, und der Himmel gebe nur, daß wir es noch früh genug erreichen."

"Aber wir werden Zeit verlieren und am Ende zu spät kommen," sagte Willy unschlüssig. "Wenn ich mir denke, daß Obadiah jeden Augenblick dem Hause meines Vaters nähertkommt, so ergreift mich die peinlichste Besorgnis!"

"Nicht doch, Mr. Harper!" entgegnete Tom. "Der Pirat wird es nicht wagen, vor Anbruch der Nacht seinen Angriff zu machen, und bis dahin bleiben uns noch neun Stunden, die wir benutzen können. Am Ufer angelangt, setzen wir unsern Weg nach Matanzas zu Fuß fort und kommen dann ebenfalls zeitig genug an, um die Hilfe der Soldaten gegen die Seeräuber in Anspruch zu nehmen."

"Vorwärts denn," sagte ärgerlich Willy. "Da wir

dem verwünschten Sturme nicht anders ausweichen können, so müssen wir schon das Ufer zu gewinnen suchen."

Von neuem wurde das Boot gewendet, und es steuerte wieder der Küste zu. Mit Mühe erreichten Willy und Tom eine schützende Bucht, und waren kaum ans Land gesprungen, als der Sturm mit Heftigkeit losbrach.

"Gut, daß wir geborgen sind," sagte Tom. "Nicht fünf Minuten lang hätte unser kleines Boot diesen Stößen Widerstand leisten können"

"Aber nach einer Stunde wird alles vorüber sein," entgegnete Willy. "Es fragt sich, ob wir nicht besser thun, sein Ende abzuwarten und unsre Fahrt zu Wasser fortzusetzen als einen unbekanntan Landweg einzuschlagen, auf dem wir uns zehnmahl verirren können."

"Wenn auch der Sturm vorübergeht," erwiderte Tom, "die aufgeregten Wellen werden sich nicht so leicht beruhigen, und mit unserm kleinen Rachen können wir nicht dagegen ankämpfen."

"Ich fürchte, du hast recht," sagte Willy nach kurzer Überlegung. "So ärgerlich es ist, daß dieser unglückselige Sturm unsre Pläne kreuzt, müssen wir uns eben doch in die Umstände fügen. Lassen wir das Boot hier liegen, und nun vorwärts."

Sie schlugen aufs Geratewohl die Richtung nach Matanzas ein, und kämpften mühsam wider den Sturm an, gegen den Willy noch einmal leise Verwünschungen vor sich hin murmelte. Bergauf, bergab führte ihr Weg, bis sie endlich eine Fahrstraße und bald darauf auch eine Pflanzung erreichten, wo sie nähere Erkundigungen über den geraden Weg nach Matanzas einziehen konnten. Sie traten in das Haus, wurden vom Besitzer der Pflanzung freundlich willkommen geheißn, und eingeladen, bis zum Aufhören des Unwetters unter seinem Dache zu verweilen.

"Nein, nein, ich danke Ihnen," entgegnete Willy, "Die Zeit drängt, wir müssen fort."

„Aber weshalb?“

Willy deutete mit kurzen Worten an, was ihn zur Eile antrieb, und wollte sich durchaus nicht länger aufhalten lassen.

„Wohlan denn,“ sagte der Pflanzer, „warten Sie wenigstens noch eine halbe Stunde, bis das ärgste Toben vorüber ist, und dann werde ich Ihnen Pferde und einen Begleiter mitgeben, der den nächsten Weg nach Matanzas kennt. Meine Pferde werden Sie jedenfalls schneller an Ort und Stelle bringen, als Ihre Füße Sie hintragen. Zudem kenne ich den Kommandanten des Forts, und ein paar Zeilen an ihn dürften Ihnen von Nutzen sein. Warten Sie also noch ein wenig; die verlorne Zeit holen Sie bald wieder ein.“

Ein Anerbieten dieser Art konnte natürlich nicht ausgeschlagen werden. Willy suchte sich in Geduld zu fassen, obgleich er es nicht unterlassen konnte, sich von neuem über diesen abscheulichen Sturm zu beklagen, der seiner Eile so unwillkommene Fesseln anlegte.

„Aber warum haben Sie mit dem bißchen Unwetter, das bald vorüber sein wird,“ sagte der Pflanzer beschwichtigend. „Ohne den Sturm würden Sie nicht hierher gekommen sein, und ich zweifle sehr, ob der Kommandant des Forts auf Ihre einfache Aussage hin die Besatzung aus ihrer Ruhe gestört hätte. Sie sind fremd, niemand kennt Sie, man würde Sie vielleicht nicht einmal angehört und am wenigsten Ihre Wünsche so rasch erfüllt haben, wie es die Umstände zu erheischen scheinen.“

„Ah, Sie haben recht, mich zu tabeln,“ erwiderte Willy beschämt. „Verzeihen Sie mir! Aber wenn Sie wüßten, welche Besorgnisse ich um meinen Vater empfinde, der von einer so schrecklichen Gefahr bedroht ist, so würden Sie meine Ungeduld gewiß gerechtfertigt finden.“

„Ich kann mir's wohl denken,“ entgegnete der Pflanzer

freundlich. Ubrigens läßt ja auch der Sturm schon nach und dort kommt der blaue Himmel hinter den Wolken hervor. Vorwärts denn, meine Herren! Die Pferde sind gefattelt, und ich will Sie nicht länger aufhalten, als unumgänglich notwendig ist.“

Willy zögerte keineswegs. Im Nu saß er zu Pferde, und in raschem Gallopp sprengten die drei Reiter auf dem nächsten Wege nach Matanzas hin. Nachmittags um drei Uhr erreichten sie die Stadt und ließen sich sogleich beim Kommandanten melden, der Willys Aussagen, wie es der Pflanzer ganz richtig vorhergesagt hatte, mit einigem Mißtrauen aufnahm und anfänglich nur geringe Lust bezeugte, seiner Bitte um ein Detachement Soldaten zu willfahren. Erst als Willy den Brief des Pflanzers überreichte, wurde er ein wenig willfähriger.

„Wohl denn,“ sagte er, „obgleich ich sehr bezweifle, daß der Seeräuber die Frechheit haben wird, einen solchen Handstreich zu wagen, will ich doch in Rücksicht auf den Wunsch meines Freundes ein Übriges thun. Wie stark ist die Mannschaft des Schoners?“

„Zweihundert Mann, wenn nicht mehr,“ sagte Willy.

„Gut, so sollen sich dreihundert Soldaten zum Aufbruch bereithalten. Jetzt ist es vier Uhr — um fünf Uhr werden Sie ausbrechen und können bis acht Uhr bequem die Pflanzung Mr. Harpers erreichen. Gott befohlen, meine Herren! Um fünf Uhr erwarte ich Sie wieder, wenn Sie es nicht vorziehen, den Soldaten voranzueilen.“

„Nein, ich werde warten,“ sagte Willy nach einem kurzen peinlichen Kampfe mit seinen Empfindungen, die ihn drängten, in die Arme seines Vaters zu fliegen und ihn von der nahen Gefahr zu benachrichtigen. Aber wenn er ging, so konnte sich der Kommandant am Ende noch anders besinnen und schickte die Truppen gar nicht. Besser

also, er blieb und suchte den Abmarsch der Soldaten so viel wie möglich zu beschleunigen.

„Aber warum so lange zögern?“ sagte er. „Je früher wir dort sind, desto sicherer können wir auf Erfolg hoffen!“

„Wo denken Sie hin,“ entgegnete der Kommandant.

„Ich werde meine Leute nicht jetzt in der argen Mittags- hitze marschieren lassen, da sie auch später immer noch früh genug ankommen. Um fünf Uhr — und damit genug.“

Der Kommandant, das sah man wohl, war unerschütterlich. Man mußte sich verabschieden, und Willy konnte noch froh sein, daß er wenigstens ein Versprechen erreicht hatte, das ihm, wie er wohl einsah, ohne die dringende Empfehlung des Pflanzers schwerlich zu teil geworden wäre.

„Es ist doch gut, daß uns der Sturm überraschte!“ sagte er, als er mit Tom vom Fort in die Stadt zurückkehrte. „Wahrlich, man sollte nicht über die Vorkehrung murren, wenn sie einem scheinbare Hindernisse in den Weg wirft. Ohne die Hilfe, für die ich unsern neuen Freunde von ganzem Herzen dankbar sein muß, würde ich jetzt in einer sehr traurigen und ratlosen, ja verzweifelten Lage sein. Aber was nun beginnen, Tom? Meinst du nicht, daß wir meinen Vater wenigstens benachrichtigen sollten, damit er schlimmsten Falls auf der Hut sein kann?“

„Gewiß,“ sagte Tom rasch. „Ich will vorausseilen. Wir gewinnen dadurch wenigstens eine Stunde Zeit.“

„Aber du kennst den Weg nicht — wir müssen für einen Führer sorgen,“ entgegnete Willy. „Geschwind zum Hafen hinunter, dort finden wir ihn wohl am schnellsten.“

Sie eilten rasch weiter, hatten aber kaum den Hafen erreicht, als Willy und Tom zugleich einen Ausruf der Überraschung ausstießen.

„Die Schwalbe!“ rief Tom.

„Die Möve!“ jubelte Willy. „Jetzt sind wir geborgen und brauchen die Soldaten gar nicht. Hurtig an Bord.“

In der That, die beiden Briggs, welche Obadiah schon so lange vergebens aufgesucht hatten, lagen ganz ruhig im Hafen vor Anker, und wahrscheinlich ahnten weder Kapitän Bridewell noch Kapitän Robin, wie nahe ihnen der schon so oft verfolgte Feind war. Aber sie wurden benachrichtigt. Willy und Tom sprangen rasch in ein Boot, und standen wenige Minuten später an Bord der Schwalbe dem Kapitän Robin gegenüber, welcher mit froher Überraschung seinen jungen Freund Willy begrüßte. Willy machte ihm rasch die nötigen Mitteilungen.

„Aber da ist es ja ein wahres Glück,“ rief der Kapitän hoch erfreut aus, „daß uns der Sturm in den Hafen hereintrieb! Ihre Nachricht ist Goldes wert, Mr. Harper, und wir werden nicht nur Ihren Vater beschützen, sondern auch diesen frechen Piraten samt Schiff und Mannschaft im Neze fangen. Vor allem müssen wir aber sogleich Bridewell in Kenntniß setzen.“

Ein Signal rief denselben schnell herbei, und auch Kapitän Bridewell begrüßte Willy, der von neuem den erst so verwünschten Sturm segnete, mit herzlicher Freude.

„Ja, ja schütteln Sie ihm nur die Hand,“ sagte Kapitän Robin. „Er verdient es wohl, der brave Bursche, denn er liefert uns den heillosen Obadiah in die Hände!“

„Obadiah? Nicht möglich!“

„Kein Zweifel! Hören Sie nur!“

Rasch wurde Bericht abgestattet, und vergnügt rieb sich Kapitän Bridewell die Hände.

„Es ist sicher! Wir haben ihn!“ sagte er. „Jetzt nur Anker auf und fort!“

„Nicht so schnell,“ erwiderte Robin. „Wir müssen behutsam zu Werke gehen, um des Erfolges ganz sicher zu sein. Der Pirat wird seinen Angriff nicht vor Nacht

wagen und also erst, wenn es dunkel ist, mit seinen Raubgenossen das Schiff verlassen. Sobald er am Lande ist, bemächtigen wir uns seines Schiffes und er ist mit allen seinen Beuten gefangen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wird.“

„Aber mein Vater?“ warf Willy ein. „Wer schützt ihn vor Obadiah?“

„Haben wir nicht die Soldaten? Sie müssen augenblicklich aufbrechen!“

„Der Kommandant will sie aber erst in einer Stunde marschieren lassen,“ sagte Willy.

„Nah, er wird auf der Stelle den Befehl geben,“ erwiderte Kapitän Robin. „Kommen Sie, Bridewell, wir müssen dem Manne Vorstellungen machen. Begleiten auch Sie uns, Mr. Harper. Es wird am besten sein, wenn Sie mit den Soldaten gehen! Denn merken Sie wohl, die Bursche dürfen sich nicht eher sehen lassen, als bis Obadiah mit seiner Mannschaft am Lande ist. Geschähe es früher, so würde er Verdacht schöpfen und wie gewöhnlich das Weite suchen, und wir hätten das Nachsehen. Jetzt geschwind — kommen Sie!“

Der Einfluß der beiden Kapitäns wirkte mehr, als die flehenden Bitten Willys. Der Kommandant weigerte sich nicht länger, seine Soldaten marschieren zu lassen und sogar sie unter den Oberfehl Willys zu stellen. Eine halbe Stunde vor fünf Uhr waren dreihundert Mann auf den Beinen und schlugen den Weg nach der Pflanzung ein. Willy, dem Kapitän Robin noch einmal eingeschärft hatte, ja nicht voreilig zu Werke zu gehen, ritt an ihrer Spitze, und noch vor Untergang der Sonne erreichte der Trupp einen Punkt, von welchem aus in einer Viertelstunde die Pflanzung erreicht werden konnte. Hier in einem dichten Gebüsch wurde Halt gemacht, und Willy nahm einen Posten ein, von wo er die Pflanzung und einen Teil des Meeres über sah.

So, wie in diesen Augenblicken hatte noch nie sein

Herz geklopft. Es drängte ihn, nach der Pflanzung hinabzueilen und seinen teuren Vater zu umarmen, und doch durfte er, ohne seine Pflicht zu verletzen, nicht vor Dunkelheit seinen Posten verlassen. Mit Ungeduld sehnte er die Schleier der Nacht herbei, die mit ihrem schützenden Mantel seine fernern Bewegungen verbergen mußte.

Allmählich sank die Sonne tiefer zum Meere hinab und verschwand endlich hinter den Bogen. Einige Minuten später segelte ein Schiff hinter einer Landzunge vor und warf Anker aus. Willy erkannte es auf den ersten Blick: es war der Schoner *Obadiahs*. Angstlich schaute er umher, um auch eine Spur von der Annäherung der Schwalbe und der Möve zu entdecken — aber kein andres Segel war auf dem Meer sichtbar.

Die Dämmerung brach ein, und rasch folgte ihr die Nacht. Noch sah Willy, daß die Boote des Schoners ausgefetzt wurden und sich mit den wilden Gestalten der Seeräuber anfüllten; dann aber hinderte die mehr und mehr überhand nehmende Dunkelheit jede fernere Aussicht und Beobachtung.

„Gleichviel, denn, Gott sei Dank, jetzt ist's auch Zeit!“ murmelte Willy tief aufatmend vor sich hin und verließ seinen Posten, um zu den Soldaten zurückzukehren.

„Hurtig, Leute!“ kommandierte er. „Die Schurken sind da, und wir müssen Sie empfangen. Vorwärts! Vorwärts!“

In raschem Schritte, aber so leise wie möglich rückten die Truppen vorwärts, und voll banger Besorgnis horchte Willy in die Nacht hinaus, um sich kein Geräusch entgehen zu lassen, welches vielleicht die Annäherung der Piraten verkündet hätte. Aber alles blieb still, und Willy hatte Zeit genug, die Pflanzung, das Haus seines Vaters, zu erreichen.

Auch hier regte sich nichts. Die Neger waren in ihren Hütten, welche weiter abseits vom Hause lagen, und in

diesem selbst schimmerte nur ein einsames Licht. Willy öffnete die Thür und trat hinein. Eine Abteilung der Soldaten folgte ihm; die andern stellten sich im Hofe auf.

So leise alles geschah, wurde das Geräusch doch im Hause vernommen. Eine Thür ging auf und ein Mann trat heraus, der beim Schimmer seines Lichtes verwundert die Soldaten erblickte.

„Was geht hier vor? Was wollen Sie hier, meine Herren?“ sagte er.

„Sie schützen!“ erwiderte Willy mit bebender Stimme.

„Sie schützen gegen einen Überfall der Piraten, Mr. Harper, nein, mein teurer, mein geliebter endlich wiedergelundener Vater!“ setzte er hinzu, indem er sich Mr. Harper zu Füßen warf.

Ehe dieser sich von seinem Erstaunen erholen konnte, in das ihn die Worte des fremden, unbekanntem jungen Mannes versetzt, wurde draußen an der Bordsseite des Hauses an die Thüre gepocht. Willy sprang auf.

„Ah, da sind sie!“ rief er aus. „Wir werden sie empfangen!“

„Wer da?“ fragte er, indem er sich rasch der Thür näherte. „Wer klopft hier?“

„Massa Willy!“ antwortete eine bekannte Stimme. „Aufmachen schnell! Peter kommen mit Matrosen von Schwalbe! Schnell! Obadiah folgen sogleich!“

Willy riß die Kiegel weg, und Peter, mit Säbel, Flinte und Pistole bewaffnet, trat in Begleitung seiner Gefährten herein, worauf er sogleich wieder die Kiegel vor die Thür schob.

„Ah, Massa Willy, sehr gut, daß schon hier!“ sagte er. „Und da Soldaten auch! Sehr, sehr gut, Massa Harper, jetzt schauen mich an — kennen mich noch!“

Herr Harper lehnte bleich und tief atmend am Thür-

pfoften. „Großer Gott, wär's möglich?“ murmelte er. „Peter, du? Und dieser da?“

„Ich, Peter! Und der? Massa, kennen den eignen Sohn nicht? Umarmen ihn, Massa Willy!“

Ein Schrei der Freude tönte von Herrn Harpers Lippen, und im nächsten Augenblicke lag Willy schluchzend in seinen Armen.

„Ich, ich bin es, Vater, bin dein Sohn, dein William! O Gott, welche Seligkeit, am Herzen eines Vaters zu ruhen!“

Die Feder hat keine Farben, ein solches Wiedersehen zu malen! Der Vater hielt den totgeglaubten, mit Schmerzen beweinten Sohn — der Sohn seinen lange gesuchten, heiß ersehnten Vater umarmt, und ihre Thränen der Wonne flossen ineinander, während Peter vor Freude lachend und laut jubelnd zur Seite stand. Aber für jetzt blieb den Glücklichen keine Zeit übrig, sich noch länger ihren Empfindungen der überströmenden Wonne und Seligkeit hinzugeben. Man vernahm das Geräusch eines herannahenden Trupps, und Willy mußte sich wieder aus den Armen des Vaters reißen, um dessen Leben und Eigentum zu verteidigen.

„Sie kommen, teurer Vater!“ sagte er. „Aber fürchte nichts, wir sind vorbereitet. Wieviel Mannschaft hat Obadiah bei sich, Peter?“

„Zweihundert ohne uns,“ antwortete der Schwarze. „Wir entweichen ihm in Dunkelheit, zu laufen bei Massa Harper. Da, sie kommen, die Teufel! Pöcken schon und schreien! Ah, werden wundern sich, zu finden Soldaten hier!“

Ein wütendes Gebrüll erschallte allerdings draußen vor dem Hause, und zugleich wurde mit Äxten gegen die Thür geschlagen, die in ihren Angeln krachte und ächzte.

„Öffnet!“ schrie hierauf die Stimme Obadiah's, allen

Lärm übertäubend; — öffnet sogleich, oder der Tod ist euch gewiß! Aufgemacht!“

„Achtung, Soldaten!“ rief indessen Willy zurück. „Beseht die Fenster und gebt Feuer, sobald man auf euch zu schießen wagt! Und nun, Herr Obadiah, haben wir einige Worte miteinander zu reden!“

Ein wilder Fluch wurde draußen vernehmbar, als jezt die Soldaten, dem Befehle gehorchend, ihre Flintenläufe zum Fenster hinausstreckten.

„Wir sind verraten!“ rief Obadiah. „Zieht euch zurück, Leute. Das Knallen der Gewehre würde uns alle Pflanzler der Umgegend mit ihren Schwarzen über den Hals schicken. Zurück zum Schiffe!“

„Zu spät! Nicht von der Stelle!“ rief eine andre Stimme, welche Willy, laut aufjubelnd, sogleich als die des Kapitän Robin erkannte. „Ihr seid umringt! Euer Schoner ist genommen, eure Boote sind in den Grund gebohrt, Flucht ist nicht mehr möglich! Werft die Waffen weg und ergebt euch!“

Panischer Schrecken bemächtigte sich der Seeräuber. Obgleich Obadiah unter gräßlichen Verwünschungen seine Leute aufforderte, sich durchzuschlagen, zogen diese es doch vor, die Waffen von sich zu werfen und sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Obadiah suchte zu entrinnen, aber überall starren ihm Gewehrläufe, Piken und Enterhaken entgegen, und so blieb auch ihm nichts weiter übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben. Er lieferte seine Waffen ab und wurde im Nu gebunden wie seine ganze Mannschaft, die willig ihre Hände den Fesseln darbot. Sämtliche Gefangene wurden den Soldaten übergeben, welche sie in ihre Mitte nahmen und mit ihnen nach Fort Matanzas abmarschirten, wo sie die Strafe für ihre vielfachen Verbrechen zu erwarten hatten. Willy aber sank von neuem an die Brust seines Vaters und feierte zum zweitenmal das glückliche

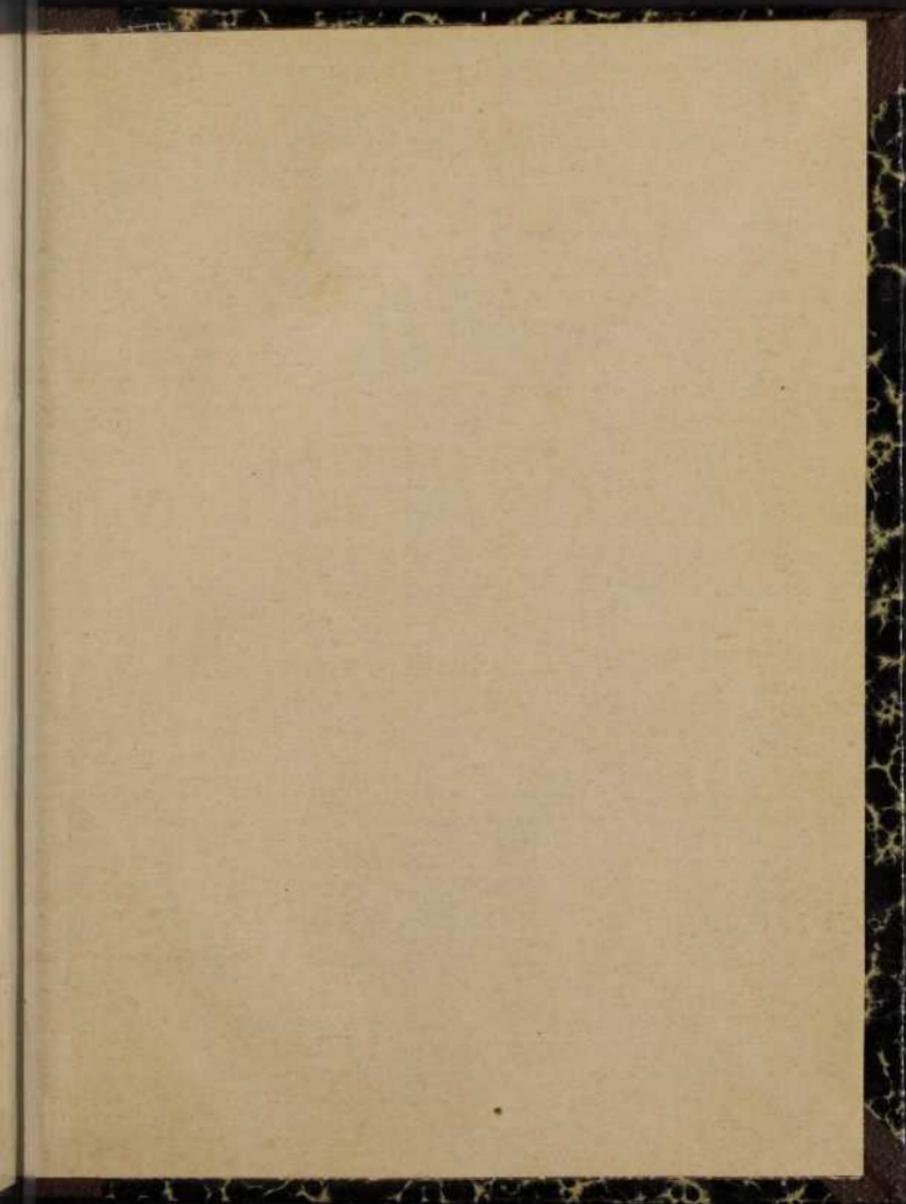
Fest der nun nicht mehr gestörten seligen Wiedervereinigung.

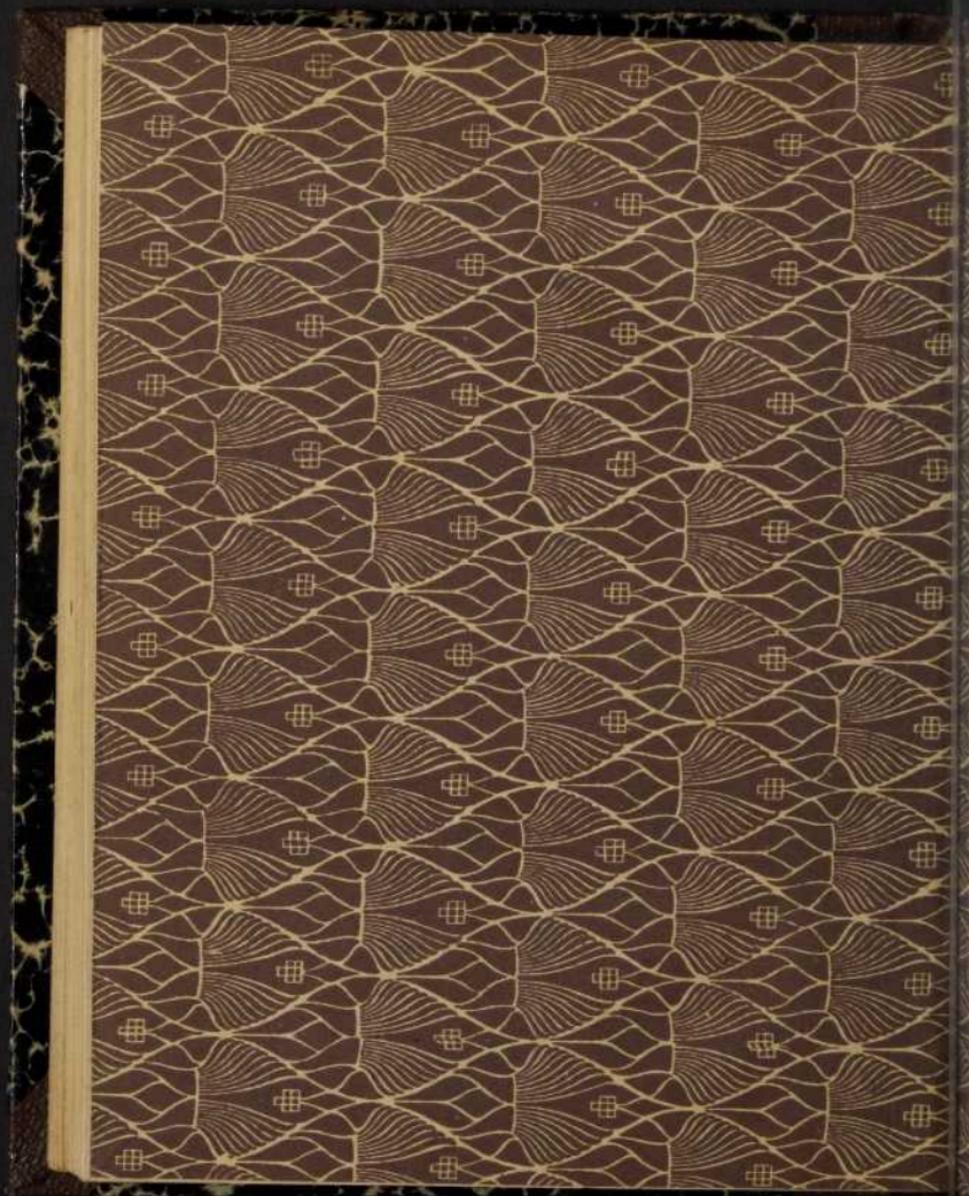
Nur wenige Worte brauchen wir noch hinzuzufügen. Willy segnete die Fügung des Himmels, die ihn auf so wunderbare Weise in die Arme seines Vaters geleitet hatte, und dankte in stillem Gebete Gott für alle seine väterliche Güte, die er so sichtbar an ihm bewiesen. Gerade, was er für ein Unglück gehalten und bitter beklagt hatte, seine Gefangenschaft bei den Piraten, war die erste Veranlassung zu seinem Glücke geworden. Ohne sie würde er vielleicht nie seinen Vater gefunden, und gewiß nichts zu seiner Rettung haben beitragen können.

Daß er die neugewordene Heimat so wenig verließ wie Peter, der sich nie wieder von ihm trennen wollte, versteht sich von selbst. Kapitän Robin gab Willy den ehrenvollsten Abschied, und er sowohl, wie auch Kapitän Bridewell verlebten noch einige frohe Tage auf der Pflanzung Mr. Harpers, der gewiß der glücklichste Vater auf der ganzen Insel genannt werden konnte, und die Freunde und Beschützer seines wiedergefundenen Sohnes mit unzähligen Beweisen seiner innigen und tiefgefühlten Dankbarkeit überhäufte.

Glück und Zufriedenheit schlugen fortan eine bleibende Stätte in dem Hause Mr. Harpers auf, denn Vater und Sohn, die Wiedervereinten, umfaßten sich mit doppelter Liebe, da sie so lange Jahre hindurch dieselbe so schmerzlich hatten entbehren müssen. — Und wo Liebe ist, da ist auch Glück und Seligkeit.



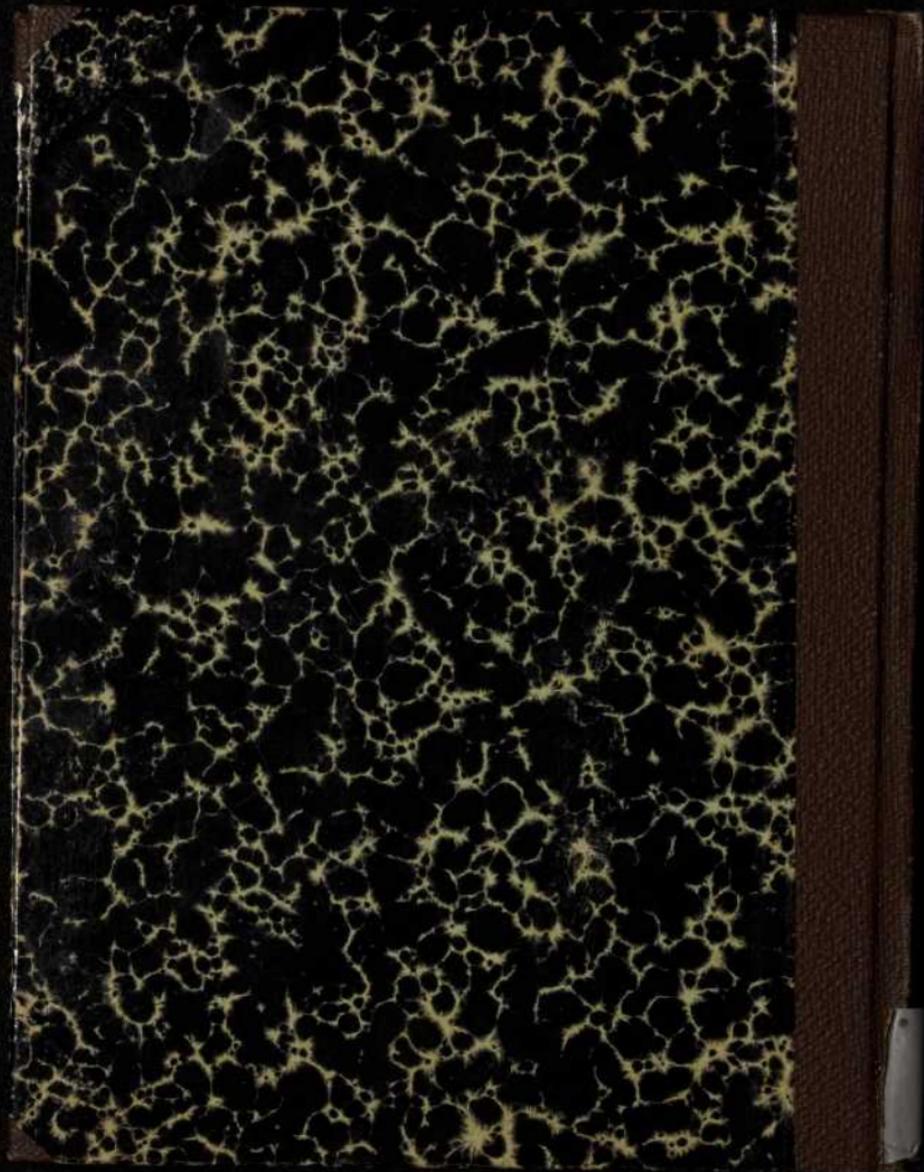




Internationale Jugendbibliothek



047002207111



# Willy.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde

Von

Franz Hoffmann.

Motto:

Ich bin der Herr, dein Gott,  
auf dem Wege, den du

Mit vier Stahlstichen.

Neunte Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Sprengel.

